

Cicero's
Geist und Kunst

Eine Sammlung der geistreichsten voll-
endetsten und gemeinnützigsten Stücke
aus den Ciceronianischen
Schriften

übersetzt und herausgegeben

von

I. C. G. Ernesti

Professor in Leipzig

Erster Band

Leipzig
bei Caspar Fritsch
1799

Cicero's

Geist und Kunst

Eine Sammlung der vorzüglichsten
erhaltenen und geschätztesten Stücke
aus dem Cicero'schen
Nachlass

von
J. C. F. Schlegel

J. C. F. Schlegel

Verlag des Verlegers

Leipzig, 1795

Leipzig

bei C. F. Schlegel

1795

V o r r e d e.

Wer einen Schriftsteller übersetzt, der mit vorzüglichem Geiste, mit Geschmack, und mit musterhafter Kunstanwendung geschrieben hat, dessen Pflicht ist es, die Spuren dieses Geistes, dieses Geschmacks, und dieser Kunst so bemerkbar als möglich in seiner Übersetzung auszudrücken. Ich setze Leser voraus, die keines beweisführenden Commentar's bedürfen, um diese Maxime verstehen oder für wahr halten zu können. Nach ihr habe ich gearbeitet, ohne die Schwierigkeiten ihrer Forderung zu verkennen. Ich bin nach dem Ziele gelaufen, ohne im mindesten daran zu zweifeln, daß ich vielleicht schon auf halben Wege sinken, ausruhen, und — umkehren werde. Was kann ich also mit dem

Titel andeuten wollen? Gewiß nichts weiter als den Wunsch, daß es mir geglückt seyn möge, den Geist und die Kunst, die so unverkennbar am Originale haften, durch meine Bearbeitung nicht ganz entstellt oder vertilgt zu haben.

Die gegenwärtige Arbeit ist nicht für Anfänger bestimmt. Es hätte mir zwar nicht schwer fallen sollen, Gründe aufzustellen, aus denen es sehr vernünftig und sehr zweckmässig seyn dürfte, Anfängern, welche die klassisch-lateinische Sprache gründlich studiren, und sich die Vollkommenheiten der musterhaftesten Schriftsteller in derselben mit möglichster Sicherheit und bestimmtester Einsicht eigen machen wollen, neben der Original-Lectüre, gut gearbeitete Übersetzungen in die Hände zu geben, um sie dadurch entweder bei dem Studium der Sprache selbst zu unterstützen, oder zu ähnlichen Übersetzungs-Versuchen anzuleiten. Iene Gründe lagen sehr bestimmt in meiner Seele. Allein

es ist hier der Ort nicht, sie nachhaft zu machen. Wer ähnliche im Kopfe hat, wer unpartheiisch und sachkundig genug ist, um nicht allein die Gestalt einer Übersetzung aus einem schönen lateinischen Originale richtig beurtheilen, sondern auch ihren Werth und Nutzen begreifen zu können, der braucht sie nicht erst hier zu suchen, oder zu lesen. Wer aber beides aus Eigensinn, oder aus Eingeschränktheit nicht kann, der ist meines Bedünkens weder einer Sinnesänderung fähig, noch der Anstrengung werth, womit man ihn etwa bekehren möchte.

Ich habe mir eine bestimmte Gattung von Lesern gedacht und gewünscht. Es giebt eine eben so zahlreiche als ehrwürdige Klasse von Mitgliedern des gelehrten Standes, denen bei der Lectüre eines Schriftstellers wie Cicero, eine Unterstützung, wie man sie von einer Übersetzung erwarten kann, sehr willkommen seyn dürfte. Ihre frühere wissenschaftliche Bildung hat bei ihnen

einen Geschmack und ein Interesse an der alten Literatur begründet, welches ihnen die Lectüre der klassischen Schriftsteller Griechenlands und Roms, oder wenigstens einer von beiden Gattungen, zum Bedürfnisse macht. Allein sie sind in eine Lage gekommen, die ihr tieferes Studium der alten Sprache und Literatur unterbrach, ohne ihnen jedoch einen Geschmack und eines Interesse daran zu rauben. Sie sind in Geschäfte verwickelt, die mit dem Studium der alten Literatur weiter keine Ähnlichkeit haben, als daß sie, wie dieses, Aufwand von Zeit und Kräften erfordern. Nur wenige Stunden, die sie zu ihrer Erholung bestimmen, können sie der Lectüre eines alten Schriftstellers widmen. Eine allgemeine Kenntniß der lateinischen Sprache, Bekanntschaft mit Mythologie, Alterthümern, und Geschichte, die ihnen ihr treues Gedächtniß aufbewahrt, setzt sie in den Stand, einen Dichter, einen Geschichtschreiber, mit hinlänglicher Einsicht und Interesse zu lesen. Allein

in den meisten und geistreichsten Stücken der Ciceronianischen Schriften stoßen sie auf Schwierigkeiten, die sie mit keinem Vorrathe von Sprach- und Sachkenntnissen nicht zu überwinden vermögen. Die Sache geht sehr natürlich zu. Dichter und Geschichtschreiber geben Bilder, Ideen, Situationen, die, weil sie aus der offenen Natur, oder aus der Sphäre menschlicher Erfahrungen geschöpft, oder zusammengebildet sind, jedem mit dieser Natur und mit dem Laufe der Welt nicht ganz unbekanntem Menschen schon an sich verständlich seyn werden. Die Beredsamkeit des Dichters und Geschichtschreibers ist im Grunde einfacher und anspruchsloser, weil es ihnen mehr um die reine Darstellung der Empfindungen, des Bildes, und der Sache, als darum zu thun ist, mit gewissen Wendungen, Anordnungen, und Verzierungen des wörtlichen Ausdrucks die Idee, die Sache, oder eine besondere Absicht zu unterstützen. Ein verständlicher Zug in

einem Dichterbilde läßt uns oft schon das Ganze ahnen, ehe wir noch die übrigen verstecktern Züge entschleiert haben. Der Dichter arbeitet für die Empfindung, für die Einbildungskraft, für das Gefühl, und rächt sich gemeinlich an dem grammatischen oder philosophirenden Zergliederer seiner Werke durch eine gewisse Kälte, die von einer solchen Zergliederung unzertrennlich ist. Die anmuthigsten Züge, die feinsten Beziehungen der dichterischen Darstellung wollen, wie so manche Schönheit der physischen Welt, nur hinter ihrem Schleier, wollen, wie oft die schönsten Kunstwerke der Malerei, nur in einer duftigen Entfernung beschauet und beurtheilet seyn, um einen befriedigenden Genuß zu geben. Hier sind wir auf einem Standpunkte, von welchem aus vielleicht die meisten Dichter-Übersetzungen, wo nicht unzweckmäßig, doch wenigstens einem nicht ganz ungelehrten, einem Sprach- und Sachkundigen Liebhaber der alten Lite-

ratur entbehrlich erscheinen dürften. Der Übersetzer wird entweder zergliedern, und aus der Entfernung annähern; oder er wird dunkel bleiben. In beiden Fällen wird das Interesse und die Empfindung zu kurz kommen. Ein deutscher Horaz, Tibull, Ovid, muß gewissermaßen unter ieder, selbst einer Meisterhand, verunglücken, und kann nie den vollkommenen Genuß einer Original-Lectüre gewähren. Wir haben vielleicht bald eine deutsche Aeneis zu erwarten. Sie wird ohne Zweifel die Gewandheit und Geschicklichkeit des Übersetzers nicht minder, als es die deutsche Odyssee gethan hat, beurkunden; allein wird sie ein Liebhaber der alten Literatur und Kunst gegen das Original vertauschen wollen? Wird sie ihm jene hohe und doch bescheidene Würde, jene wohlthuende Kraft, jene abgerundete Glätte, jene geistvolle Unbefangenheit, jenen melodischen, schon an der Sprache selbst haftenden Ton, wird sie ihm das alles, was in ein Total-

Gefühl vereinigt, ihn so hoch begeisterte und ergötzte, wieder geben? Ich sage nicht nein, aber — zweifeln muß ich. Einen deutschen Lukrez lasse ich eher gelten. Jeder Freund alter Ideen, wenn er nun einmal wissen wollte, oder wissen müßte, was dieser Dichter gesagt hat, würde eine gute Übersetzung davon sehr willkommen heißen, und ohne Zweifel das Original darüber vergessen können. Man denke sich den Stoff, die Behandlung, den Geist, das Genie dieses Dichters gegen das, was man von allen diesen Dingen im Horaz, Virgil, Tibullus, Ovidius findet, und das Räthsel ist, dünkt mich, gelöst.

Für Personen, die eine gelehrte Bildung genossen haben, und der alten Sprache in einem vorzüglichen Grade kundig und hold sind, für Liebhaber alter Wissenschaft, wie ich mir sie jetzt denke, würden Übersetzungen von klassischen Geschichtschreibern aus oben benannten Gründen eben so entbehrlich

seyn. Sie werden immer lieber die Originale lesen wollen. Es giebt indessen auch eine beträchtliche Menge Ungelehrter, welche Bildung und edle Wissensbegierde genug haben, um nach den historischen Darstellungen eines Livius oder Tacitus lüstern zu seyn. Für diese sind Übersetzungen dieser Meisterwerke der historischen Kunst eine Wohlthat, und vielleicht in mehreren Rücksichten ein Bedürfnis.

Cicero ist weder Dichter noch Geschichtschreiber. Er ist der einzige von allen Schriftstellern des Alterthums, der mit einer viel umfassenden Gelehrsamkeit, mit Witz, mit Feinheit, mit Geschmeidigkeit, mit Geschmack, zugleich den gebildetsten Ausdruck, und alle Kunstäuserungen der Beredsamkeit vereinigte. Er ist Gelehrter, Philosoph, Aesthetiker, Redner, und man kann sagen, daß er in jedem seiner größern Produkte alle diese Rollen immer zugleich spielt. Hieraus entstehen Forderungen für den Leser, die, wenn er

den wahren Genuß und Nutzen von der Lectüre haben will, unerlässlich sind, aber auch Schwierigkeiten, die nicht für jeden leicht zu überwinden seyn dürften. Es tritt bei Cicero der Fall ein, daß jene allgemeine Sachkenntniß, die man bei jedem Liebhaber alter Literatur voraussetzen berechtigt ist, bei weitem nicht, wie bei andern Schriftstellern hinreichen, um dessen Schriften ihm verständlich und für Geist und Herz interessant zu machen. In ieder Rolle, womit er auftritt, spricht er eine Sprache, die ein eignes Studium erfordert, weil ihre Bildung und Anwendung nicht bloß durch die Regeln der allgemeinen Latinität, sondern auch durch den Geist der Wissenschaft, in welche die Rolle eingreift, und durch den eigenen individuellen Geschmack und das Talent des Schriftstellers bestimmt wird.

Als Redner ist Cicero von einem System abhängig, welches in seinem ganzen Umfange darauf eingerichtet war, nicht nur den Ideengang des Redners

bis auf seine kleinsten Schritte, sondern auch seine Sprache bis auf die kleinsten Wendungen zu bestimmen und zu begrenzen. Nur einem Genie, wie Cicero, nur einer Gewandheit, und Geschmeidigkeit des Geistes wie der seinigen, konnte es gelingen, die geweihten und anerkannten Regeln dieses Systems zu befolgen, ohne eine Slave desselben zu werden, und ohne in die von einer solchen Slaverei unzertrennbaren Fehler, in Steifheit, Unbehüllichkeit und ermüdende Einförmigkeit der Darstellung zu verfallen. Allein aus eben dieser Geschicklichkeit, womit er das dürre Skelet des Systems zu bekleiden weiß, sind Beziehungen und Feinheiten entstanden, deren Sinn nur aus dem Innern der Wissenschaft selbst geschöpft werden kann. Ich habe bei Gelegenheit meiner Untersuchungen über die rhetorische Kunstsprache der Griechen und Römer Erfahrungen gemacht, die mich behaupten lassen, daß ohne nähere Bekanntschaft mit einem alten Schulsystem,

einer Art von rhetorischer Archaeologie, keine ganz vollständige, das heißt, Verstand und Gefühl befriedigende, Einsicht in die Rednersprache und Rednerkunst Cicero's möglich ist. Ich kann und darf nicht verlangen, daß man meine Erfahrungen für Beweise nehmen solle. Da indessen hier der Ort nicht ist, letztere zu führen, so berufe ich mich auf die Einsichten von Sachkundigen, deren es gewiß giebt; bis ich etwa Veranlassung bekomme, mich über diesen Gegenstand weiter auszubreiten, und verständlicher zu machen.

Noch weit nöthiger und unerläßlicher ist die Forderung an den Leser der theoretisch-rhetorischen Schriften Cicero's, daß er mit dem rhetorischen Systeme, selbst aus den uns noch zugänglichen griechischen Quellen her, bekannt seyn müsse. Cicero war, wie im philosophischen, so auch im rhetorischen Fache der erste, der es unternahm, die Theorie in einem anständigen und gefälligen römischen Gewände erscheinen

zu lassen. Seine frühern Schriften über diesen Gegenstand waren, wie er selbst gesteht, noch etwas rohe und ungebildete Übersetzungen griechischer Lehrbücher, oder wenigstens Nachbildungen griechischer Ideen. Späterhin wurden seine Untersuchungen und Darstellungen in den Büchern *de Oratore*, freier, geistiger und geschmackvoller. Den höchsten Grad von Reinheit und Geschmack und Bildung erreichte seine Arbeit in dem *Orator*, einem Schatze von eben so fein gedachten, als schön ausgedrückten Bemerkungen über Sprache und Beredsamkeit, die im literarischen Alterthume einzig, und in neuern Zeiten noch durch kein ähnliches Produkt überflüssig gemacht worden sind. Das ganze in diesen Schriften aufgeführte Gebäude beruht auf einer Kunstsprache, die wir bei ihm nirgends wieder finden. Wer weder Anleitung noch Lust oder Zeit hatte, sich ihren Sinn durch genaueres Studium der griechischen Rhetorik, oder durch tie-

teres Eindringen in die Manier Cicero's geläufig zu machen, der wird alle Augenblicke auf Hieroglyphen stoßen, über welche ihm die Fackel seiner allgemeinen Kenntnisse wenig oder gar kein Licht geben dürfte.

Ein großer Theil der philosophischen Schriften Cicero's ist mit einer Popularität und Klarheit geschrieben, die kein Übersetzer zu übertreffen glauben darf, und wovon auch der wissenschaftliche Liebhaber bei der Original-Lectüre den vollen Genuß haben wird. Allein mit dem größern Theile dieser Schriften hat es doch eine ganz andere Bewandniß. Selbst die mannichfaltigen philosophischen Ideen nicht gerechnet, die hier untersucht werden, herrscht in ihnen eine Darstellung und eine Sprache, die auf der einen Seite mit griechischer Darstellungsart und Sprache zu nahe verwandt, und auf der andern durch eine individuelle Manier des Schriftstellers zu genau bestimmt ist,

als daß die Original-Lectüre dem bloßen Freunde alter Literatur die gewünschte Ausbeute von Einsicht und Interesse geben könnte. Selbst jene in der Ideenverbindung sowohl als im Ausdrucke sichtbare Nachlässigkeit, die übrigens der dialogischen Form nicht übel steht, und vielleicht durch die angebliche Entstehung dieser Untersuchungen gerechtfertigt werden kann, veranlaßt Schwierigkeiten, die jedem nicht ganz einstudirten Leser unangenehm seyn müssen. Es giebt in den philosophischen Schriften Cicero's eine beträchtliche Menge Stellen, die man keinem neuern Stilisten verzeihen würde, und sie sind die einzigen, bei welchen der Fall eintreten kann, daß der Übersetzer es unternehmen muß, sein Original durch genauere Ideenverbindung und grössere Klarheit des Ausdrucks zu unterstützen, und hoffen darf, dasselbe an diesen Vorzügen übertroffen zu haben.

Und nun die Resultate von diesem allem? — Cicero will in seiner Sprache

nicht bloß gelesen, er will studirt seyn, wenn er belehren und interessiren soll. Seine Lectüre, das heißt, die Einsicht seines Geistes und seiner Kunst, erfordert und setzt Kenntnisse voraus, die oft außser den Grenzen der wissenschaftlichen Liebhaberei liegen. Mit dämmernden Ideen, mit halbdunkeln Gefühlen, mit Ahnungen kömmt man bei ihm nicht zum Zwecke, oder man täuscht sich, und in der That, die Kälte, womit heutzutage das Studium der alten Sprachen und Literatur behandelt wird, dürfte eine solche Täuschung noch befördern. Wenn ich nicht irre, so muß hieraus folgen, daß es nicht ganz unverdienstlich oder unzweckmäsig seyn könne, Freunden und Liebhabern der alten Literatur, die Lectüre eines Schriftstellers, dessen Vortrefflichkeit ihnen aus dem Originale entweder nur unvollkommen oder gar nicht fühlbar wird, durch eine Übersetzung zu erleichtern.

Über die Gestalt, in welcher diese Übersetzung hier erscheint, sey es mir

erlaubt, nur ganz wenig zu sagen. Es ist so viel über die Erfordernisse einer Übersetzung behauptet, gestritten, und gemuthmaßt worden, daß man gerade eine recht schlechte liefern würde, wenn man sich Mühe geben wollte, es allen recht zu machen. Ich habe mich von meinem, durch freies Studium der alten Literatur bestimmten und durch ziemlich lange Erfahrung gestärkten und dreist gemachten Gefühle leiten lassen. Darstellung des Sinnes, möglichst bestimmte Andeutung des Geistes und der iedesmaligen Gemüths-Stimmung des Schriftstellers, welche das Original verrieth, und durchgängige Deutschheit des Ausdrucks, dies ist das dreifache Ziel, welches ich zu erreichen bemüht gewesen bin. Wie nahe ich diesem Ziele gekommen, oder wie fern ich davon geblieben seyn mag, dies zu beurtheilen oder zu bestimmen, überlasse ich dem durch Einsichten unterstützten Gefühle sachkundiger Leser. Nur über die letztere Eigenschaft einer Übersetzung, die

ich, der Kürze halber, Deutschheit genannt habe, kann ich nicht unterlassen, einige Bemerkungen zu machen. Der Mangel dieser Eigenschaft, worüber man sich bey den meisten Übersetzungen klassischer Schriftsteller des Alterthums zu beklagen Ursache hat, entsteht gemeinlich aus unvollkommener und unsicherer Einsicht in die wahre Bedeutung der Wörter, und überhaupt aus einer eingeschränkten Kenntniß der Sprache, aus welcher übersetzt wird, und des Verhältnisses, in welchem diese Sprache gegen unsere Muttersprache steht. Allein sehr oft ist auch eine misverstandene, meist auf undeutlichen Ideen beruhende, und manchem schlechten Übersetzer zum Schilde dienende Forderung, ich meine die Forderung der sogenannten *Treue*, daran Schuld. Man will treu übersetzen, und man wird der Deutlichkeit, der Deutschheit, und dem guten Geschmacke untreu. Ich erinnere mich diese drei Gattungen von Untreue fast in allen Übersetzungen,

die unter dem Charakter der Treue angekündigt wurden; in größerm oder geringerm Grade gefunden zu haben.

Meine zweite Bemerkung betrifft einen Umstand, der mir mit iener Deutschheit genau zusammen zu hängen scheint, der aber bisher von den Übersetzern zu sehr vernachlässigt, oder zu vorsätzlich verschmähet worden ist, als daß ich, da ich in diesen Übersetzungs-Versuchen Gebrauch davon mache, ganz dazu schweigen könnte, — den Umstand nemlich, daß ich meinen deutsch redenden Cicero nicht alle Leute *Du* heißen lasse. — Es giebt Sprachformen, die einem, wenn man ihnen mit dem kritisch-grammatischen oder philosophischen Messer zu nahe hömmt, ein *noli me tangere* zuzurufen scheinen, und — man soll Respect für diesen Zuruf haben. Ich glaube das ist hier der Fall. Ich lasse gewissen Köpfen, die, wie es scheint, blos aus Liebe zu Grillen ihres werthen Ichs, an Stellen unserer

Sprache, mit deren Glätte und Ebenheit man recht wohl zufrieden seyn könnte, doch immer noch herum schnitzeln, raspeln und hobeln, — diesen Köpfen lasse ich ihre Meinung. Allein ich kann mir bis ietzt die Überzeugung nicht nehmen lassen, daß die Unterscheidungen, welche wir Deutschen durch die Wörter *Du, Sie, Er, Ihr*, bezeichnen, unserer Sprache zu einem beträchtlichen Vorzuge gereichen. Wie fein unterschieden, wie bestimmt und wie begriffsvoll sind diese Ausdrücke, wenn sie richtig, das heist, mit einem ungewungenen und durch die verschiedenen Objecte unserer Ansprache bestimmten Gefühle gebraucht werden! Ich möchte sagen, sie bilden in diesem Falle des Gebrauchs eine Stufenleiter von den richtigsten Charakterbestimmungen der Personen, von welchen wir sie brauchen. Es geht uns schlechterdings nichts an, was sich der Römer dabei gedacht, oder durch welche Empfindungen und Vorstellungen er es bei sich habe verant-

worten können, wenn er sein *tu* und *te* und *tibi*, gegen den niedrigsten Slaven wie gegen den ehrenvollsten *civis Romanus* brauchte. Bei uns Deutschen ist's einmal nicht so. Es sind einmal bestimmte Begriffe von Discretion, Lebensart, Feinheit, Iovialität, Vertraulichkeit, Verachtung, an iene unterscheidenden Anspruchs-Formen gebunden; und ich getraue mir zu behaupten, daß die deutsche Nation (ich spreche von dem gebildetern Theile derselben, der für Sprachfeinheiten empfänglich seyn kann) erst ihre Fähigkeit zu feinen Gefühlen, eine große Portion von Scharfsinn, und selbst von Moralität verlieren, mit einem Worte, erst in einem gewissen Grade verwildern müßte, ehe sie sich entschließen könnte, iene Unterscheidungen ganz aus ihrer Sprache zu verbannen oder wegzulassen. Man weiß ja wohl, was selbst der gemeinste Bürger und Bauer dabei denkt, wenn er, mit Achselzucken, von gewissen Personen sagt, daß sie alle Leute *Du* heißen.

Ich gedenke in diesem und einigen nachfolgenden Bänden aus den Ciceronianischen Schriften alle für unsern wissenschaftlichen Geschmack passende, in philosophischer oder aesthetischer Rücksicht wichtige, belehrende und interessante Stücke, und zwar nie Auszugsweise, sondern iederzeit ganz und vollständig, zu liefern. Die genaue Rücksicht auf diese Bedingungen wird verursachen, daß der aufgenommenen Stücke weit kleinere, als der zurückgebliebenen, seyn werden. Zwar hat zuverlässig jedes Produkt des Ciceronianischen Geistes irgend eine schätzbare Seite, einen gewissen Werth, oder eine bestimmte Brauchbarkeit; allein die Grade dieser Vorzüge sind in ihnen so verschieden, daß nicht alle zu einem so bestimmten Plane, wie der gegenwärtige ist, passen können. Von den Briefen werden vielleicht nur sehr wenige an die Reihe kommen. Die Briefe Cicero's können, schon ihrer Natur und Bestimmung nach, keine beträchtliche

Ausbeute von gemeinnützigem Kenntniss, und wissenschaftlicher Belehrung geben. Sie enthalten einzelne große Schönheiten der Darstellung und des Ausdrucks; allein diese Schönheiten sind, möchte ich sagen, so zart gearbeitet, daß der Übersetzer in den meisten Fällen Gefahr läuft, sie zu vergrößern; sie sind meistentheils mit ungleichartigen und für uns weniger interessanten Gegenständen und Lokalitäten verwebt; sie sind endlich im Ganzen genommen in einer so gleichmäßigen und allgemeingültigen Sprache geschrieben, daß ihre Original-Lectüre immer die angenehmste und zweckmäßigste bleiben dürfte. Von den Briefen an Attikus kann hier gar nicht die Rede seyn. Ich kenne keine unzweckmäßigere und den sauern Schweiß des Übersetzers durch Nützlichkeit weniger belohnende Arbeit, als eine Übersetzung der sämtlichen Briefe an Attikus. Ich habe für meine Absicht auch nicht einen einzigen tauglich gefunden,

Wer die in ihnen zerstreueten sehr schätzbaren Data und Winke zur Geschichte, zur Literatur, zu Charakterschilderungen, und Sprachforschungen benutzen will, von dem ist man berechtigt zu glauben, daß er das Original ieder Übersetzung vorziehen wird.

Daß ich von den hier übersetzten Stücken weder Einleitungen noch Inhalts-Zergliederungen gegeben habe, davon ist der Grund nicht in einer gewissen Nachlässigkeit oder Bequemlichkeit, sondern einzig und allein in der Rücksicht zu suchen, die ich auf die bestimmt ins Auge gefasste Gattung von Lesern nehmen zu müssen glaubte. Dergleichen Einleitungen können nur dann nöthig und zweckmässig seyn, wenn man die Absicht hat, die dürftigen Einsichten des Anfängers zu unterstützen, und ihre unsteten oder unbestimmten Gefühle zu leiten und zu richten. Da ich diese Absicht nicht hatte, da mir es vielmehr darum zu

thum war, einsichtsvollern Liebhabern alten Geistes und alter Kunst einen reinen und durch kein fremdes Einreden gestörten Genuß zu verschaffen, so mußte ich jede Zergliederung oder Wegweisung als außer meinem Plane liegend betrachten. Die Darstellungen Cicero's und überhaupt der Alten sind auf Deutlichkeit, Ordnung und Zusammenhang zu genau berechnet, als daß einem aufmerksamen und nicht ganz unwissenden Leser die Übersicht des Inhaltes sehr schwer oder gar unmöglich fallen sollte. Man lese nur, man lese aus, und man wird wohl sehen und wissen, was Cicero haben wollte, und man wird dann diesen Inhalt gewiß weit angenehmer und bestimmter erfahren. Wer wird, um an einem wohlgebildeten lebendigen Körper Vergnügen zu finden, auch sein todes Skelet sehen wollen! — Da aber doch in den Schriften der alten Weisen hin und wieder auch einzelne Umstände und

Beziehungen vorkommen, deren Sinn oft zu tief verborgen liegt, als daß er ohne mühsames und störendes Nachschlagen gefunden werden könnte; so habe ich in solchen Fällen nicht unterlassen, durch beigefügte kurze Notizen dem etwa stockenden Leser zu Hülfe zu kommen. Leipzig im Februar. 1799.

Inhalt.

I. Rede, zur Vertheidigung des *M. Coelius*. Seite 1

Hauptpersonen.

M. Coelius, Beklagter, Sohn eines Eques, ein geistvoller geschickter iunger Mann. Er hatte sich die Familien und Freunde des *C. Antonius*, und *Atratinus*, durch heftige öffentliche Anklagen, zu Feinden gemacht. Iene dachten auf Rache, und nahmen sie jetzt durch die criminelle Anklage, die sie gegen ihn bildeten. Die berühmte *Clodia*, Schwester des *P. Clodius*, und gewesene Gattin des *Q. Metellus*, wurde das erste Werkzeug der Intrigue. *Coelius* hatte mit ihr in Verhältnissen gestanden; hatte Kostbarkeiten von Gold bei ihr aufgenommen, und mochte sie dann gemieden haben. Hieraus schmiedete man den Inhalt der Klage. Der iunge *Atratinus*, *Herennius*, und *Balbus*, theilten sich, als Ankläger, in die Punkte derselben. *Coelius* sollte, um die *Clodia* nicht wieder bezahlen zu dürfen, den Plan gemacht haben,

sie durch bestochene Slaven zu vergiften, sollte den Chef der damals nach Rom gekommenen Alexandrinischen Gesandtschaft, *Dio*, im Hause seines Freundes *Luccejus*, ermordet haben. Durch nachtheilige Schilderungen von dem Charakter, der Lebensart, und den Verbindungen des *Coelius* wurden iene Klagepunkte unterstützt; und durch gedungene Zeugen-Aussagen bestätigt. *Cicero*, Freund und Sachwalter des *Coelius*, erklärt sich über iene, und widerlegt diese. Die Kräfte der Kunst und des Genies, Beredsamkeit, Witz, Satire, Spott, List, Ernst, Rührung, die er bald einzeln, bald vereinigt spielen läßt, thun ihre Wirkung. *Coelius* ward losgesprochen. Die Scene ist vor dem Prätor *Domitius*.

II. Über das höchste Gut und höchste Übel. Erstes Buch. Seite 99

III. Über das höchste Gut und höchste Übel. Zweites Buch. Seite 177

IV. Brief an Quintus Cicero. Seite 315

diesen Thronen mit einem Gesetze be-
 kann, wenn verordnet ist, das das
 halle Ansehen, die das Gesetz mit
 gewaltiger Hand einschranken, gegen
 die Obrigkeit Gewalt brauchen, und die
 öffentliche Ruhe stören; in der Zeit
 der Gegenwart geschickter Unter-

I
R e d e

zur Vertheidigung des M. Coelius.

Wenn jetzt in dieser Versammlung
 ein Fremder erschien, der mit unsern
 Gesetzen, mit unsrer Gerichtspflege und
 Verfassung ganz unbekannt wäre, war-
 lich, er müsste sich eine fürchterliche
 Vorstellung von dem Verbrechen ma-
 chen, dessen Untersuchung in diesen
 festlichen Tagen, die wir geschäftlos der
 Feier öffentlicher Schauspiele widmen,
 uns so ganz ausschliessend beschäftigt,
 er müsste sich einen Verbrecher denken,
 dessen Verurtheilung, ohne den Ruin
 des Staats, schlechterdings nicht aufge-
 schoben werden könne.

diesen Fremden mit einem Gesetze bekannt, worin verordnet ist, daß boshafte Aufrührer, die den Senat mit gewaffneter Hand einschränken, gegen die Obrigkeit Gewalt brauchen, und die öffentliche Ruhe stören, zu ieder Zeit der Gegenstand gerichtlicher Untersuchung seyn sollen: so würde er zwar gegen diese Verfügung nichts einzuwenden haben: aber immer würde er das Verbrechen genannt wissen wollen, wovon ietzt vor Gericht die Rede sey. Sagte man ihm dann, es sey hier weder an Empörung, noch Gewaltsamkeit zu denken, sondern der Beklagte sey ein sehr geschickter, braver, und allgemein beliebter iunger Mann; sein Kläger, der Sohn eines Bürgers, den iener zweimal gerichtlich verklagt habe; *)

*) Das erstemal wurde Atratinus, der Vater, losgesprochen. Allein Coelius wiederholte seine Anklage noch heftiger. Dies bewog ienen, durch gegenwärtigen Proceß, Rache an Coelius zu nehmen. Man vergleiche das 23 Capitel.

und der ganze Ausfall auf den Beklagten geschehe unter der Leitung eines ver-
 buhlten Weibes: so würde er zwar die
 kindlichen Gesinnungen des jungen Atra-
 tinus nicht misbilligen, allein er würde
 der unmasgeblichen Meinung seyn, dem
 Frauenzimmer ihr ungebührliches Hand-
 werk zu legen, und würde Sie, meine
 Richter, bedauern, daß man Ihnen in
 diesen der Ruhe gewidmeten Tagen —
 so wenig Ruhe läßt. Denn wenn Sie
 die Beschaffenheit der gegenwärtigen
 Streitsache gehörig würdigen wollen, so
 werden Sie finden, daß sich entweder
 kein Mensch, der über sein Thun und
 Lassen zu gebieten hatte, zu dieser Klage
 entschlossen, oder doch wenigstens
 nur in so ferne einiges Vertrauen zu die-
 sem Schritt gefaßt haben könne, als ihn
 eine dritte von leidenschaftlichem Groll
 und der bittersten Rachgier entflammte
 Person dazu aufmunterte. Dem Atra-
 tinus verzeihe ich diesen Schritt. Er
 ist ein braver edeldenkender junger
 Mann. Er ist mein Verwandter, und

verdient theils wegen des Verhältnisses gegen seinen Vater, theils wegen des Zwanges, dem er ausgesetzt war, theils in Rücksicht seines Alters, Nachsicht. Er entschloß sich zur Rolle des Anklägers, weil er eine kindliche Pflicht erfüllen wollte. Der Wille seines Vaters legte ihm Zwang auf: seine Jugend flösste ihm Vertrauen ein. Jeder andere Theilnehmer hingegen ist nicht nur keiner Nachsicht, sondern vielmehr unsers ernsthaftesten Widerstandes werth.

(2) Ich glaube meine Schutzrede für den jungen Coelius nicht zweckmäßiger als mit der Beantwortung der Vorwürfe anfangen zu können, die ihm von seinem Ankläger in der Absicht gemacht worden sind, um ihn in ein nachtheiliges Licht zu setzen, und seiner Ansprüche auf Achtung zu berauben. „Sein Vater, so lautet der erste Vorwurf, ist ein Mann von geringer Bedeutung, und dafür bekannt, daß ihn sein Sohn schlecht behandelt.“ Was die Bedeutung anlangt, so werden alle diejenigen,

die den Coelius kennen und in höhern Jahren stehen, sich diesen Punkt, ohne mein Zuthun, schon selbst hinlänglich beantworten. Denenjenigen aber, welchen er wegen seines hohen Alters, und längst eingeschränkten Wirkungskreises vor Gericht, nicht so genau bekannt seyn kann, dient zur Antwort, daß ein Römischer Ritter eines sehr ehrwürdigen Ranges fähig ist, und daß dieser dem Coelius weder von seinen Freunden, noch von irgend jemanden, der ihn nur einigermassen kennen lernte, niemals freitig gemacht wurde. Und wenn der Kläger seinem Gegner zur Last legt, daß er der Sohn eines Römischen Ritters sey, so ist dies ein Vorwurf, auf den man in Gegenwart solcher Richter, und eines Schutzredners, wie ich bin, lieber ganz Verzicht hätte thun sollen. Was die Gesinnungen des Sohns gegen den Vater betrifft, so kann ich mich nur im Allgemeinen darüber erklären. Der Vater allein kann sie richtig beurtheilen. Meine Erklärung werden Sie, aus dem

Zeugenverhöre vernehmen, und über die Gesinnungen der Eltern geben die Thränen der Mutter, die Trauerkleider des Vaters, und die niedergeschlagene Stimmung des ganzen gegenwärtigen Publikums hinlängliche Auskunft. —

Legt man ihm ferner zur Last, die Puteolaner wären nie mit ihm zufrieden gewesen; so kann ich versichern, daß die Puteolaner gewiss niemanden aus ihrer Mitte so viel Ehre erzeugt haben, als dem Coelius selbst in seiner Abwesenheit widerfahren ist. Sie haben ihn in das erste Staatskollegium gewählt: haben ihm, ohne sein Suchen, Vortheile gewährt, um welche hundert andere vergeblich baten: und ietzt haben sie seinetwegen eine Deputation der angesehensten Mitglieder des Senats und der Ritterschaft mit einer sehr ehrenvollen, und gründlichen Empfehlung hieher gesandt.

Dies sind die Gründe, worauf meine Schutzrede beruhet. Sie sind um so viel haltbarer, da sie die Gesinnungen seiner

Mitbürger enthalten. Coelius ist in den Jahren, wo er, um das Zutrauen seiner Richter zu verdienen, nicht nur den Beifall seines rechtschaffnen Vaters, sondern vorzüglich auch die Empfehlung einer so edlen und geschätzten Bürgerschaft wie die Puteolanische, nöthig hat. Wenigstens befinde ich mich in dem Falle, daß ich die grössere Ausbreitung des vortheilhaften Rufes, welchen mir meine Thätigkeit in den Angelegenheiten des Staats erworben hat, vorzüglich der Empfehlung und dem Beifalle meiner Municipalen verdanke.

(3) Was den Vorwurf jugendlicher Ausschweifungen betrifft, der sich nicht etwa auf gründliche Erörterung von Thatsachen, sondern auf blose Verläumdungen gründet, so wird er dem Coelius nie so tief zu Herzen gehen, daß er sich deswegen ein weniger vortheilhaftes Äusere wünschen sollte. Bekanntermasen sind dergleichen Verläumdungen alle dieienigen ausgesetzt, die in jungen Jahren für wohlgebildete lüng-

linge galten. Allein verläumden und anklagen ist zweierlei. Wer anklagt, der muss ein begangnes Verbrechen, einen bestimmten Thäter anführen, muss beweisen, und diese Beweise mit Zeugen unterstützen können. Der Verläumder hingegen, der grobe, wie der feinere, hat nichts als Entehrung zur Absicht. Überhaupt war mir es äuserst befremdend und unangenehm, daß man dem Atratinus die Behandlung eines Gegenstandes zumuthen konnte, der sich für seine Jahre so wenig schickte, und den bescheiden Lüngling in die sichtbarste Verlegenheit setzte. Ich wünschte daß ein Sprecher von etwas derberer Beschaffenheit diese Rolle übernommen hätte: dann würden wir jene frechen Verläumder weit freimüthiger und schärfer widerlegen können. Mit Ihnen, Atratinus, werde ich schon gelinder verfahren. Diese Rücksicht bin ich theils Ihrer iugendlichen Bescheidenheit, theils der Verbindlichkeit schuldig, die ich Ihnen und Ihrem Vater habe. Indessen

rathe ich Ihnen wohlmeinend zweierlei:
 behaupten Sie erstlich standhaft den
 Charakter, dessen Sie Sich bewusst
 sind, und hüten Sich, die Gesinnungen
 Ihres Herzens durch Ihren Vortrag zu
 widerlegen. Zweitens, legen Sie ihren
 Gegnern nie Dinge zur Last, deren
 Beantwortung Sie, selbst bei dem in-
 nigsten Bewusstseyn Ihrer Unschuld,
 schamroth machen würde. Wer sollte
 um Stoff zur Verläumdung verlegen
 seyn? Welchem muthwilligen Ver-
 läumder sollte es nicht auch bei gänzli-
 chem Mangel an Thatsachen, wenig-
 stens durch Scheingründe gelingen, die
 Tugend und die Ehre eines iungen
 Mannes verdächtig zu machen? Sie,
 Atratinus, sind an iener Rolle unschul-
 dig: Wer sie Ihnen gab, hat es zu ver-
 antworten. Allein der sichtbare Aus-
 druck von Verlegenheit, womit Sie
 diese Rolle spielten, gereicht ihrem
 Herzen nicht weniger, als Ihrem Kopfe
 die Vortreflichkeit Ihres Vortrags zur
 Ehre.

(4) Ich brauche zur Beantwortung des erwähnten Vorwurfs nur sehr wenig zu sagen. Während der ganzen Reihe von Jahren, in welchen Coelius einige Veranlassung zum Verdachte geben konnte, fand seine Tugend theils in der Sittsamkeit, die ihm eigen war, theils in der Aufmerksamkeit und Zucht seines Vaters hinlänglichen Schutz. Er wurde in die männliche Toga gekleidet, und — hier schweige ich von den Verdiensten, die ich um seine Bildung habe. Urtheilen Sie davon, meine Richter, wie Sie wollen. So viel kann ich sagen, daß sein Vater ihn ganz meiner Behandlung überliess. Kurz, Coelius befand sich während der ganzen Blüthe seiner Jahre, entweder in der Gesellschaft seines Vaters oder in der Meinigen; oder in dem vortrefflichen Hause des M. Crassus, wo er in allen Gattungen nützlicher Wissenschaften Unterricht erhielt.

Man hat dem Coelius einen vertrauten Umgang mit Catilina zur Last gelegt. Allein an diesem Verdachte ist er völlig

unschuldig. Er war bereits an den Grenzen des Jünglingsalters, als sich Catilina mit mir um das Consulat bewarb. Mancher brave junge Mann stand mit diesem Bösewicht in Verbindung. Aber, wenn sich Coelius damals in diesem Falle befand, wenn er sich ie von meiner Parthei entfernte: ia dann soll ihn der Vorwurf treffen, daß er Catilina's Freund war. Nach der Zeit war er es bekanntermassen: wer leugnet das? Allein ietzt ist von den Jahren die Rede, in welchen der sich selbst überlassene Jüngling noch nicht Festigkeit genug hat, um den Reizungen des Verführers zu widerstehen. Während meiner Prätur, kam mir Coelius nie aus den Augen: er kannte damals den Catilina noch gar nicht. Catilina stand zu der Zeit als Prätor in Africa. Ein Jahr darauf wurde er wegen unterschlagner Provinzialgelder verklagt. Hier war Coelius beständig auf meiner Seite, von welcher er sich selbst auf Bitten Catilina's nicht trennte. Es verging wieder ein Jahr:

leh bewarb mich ums Consulat: Catilina ward mein Nebenbuhler. Auch hier blieb mir Coelius treu, ohne im mindesten ienen zu begünstigen. (5) So viele Jahre hindurch trieb sich also Coelius in öffentlichen Geschäften des Forums herum, ohne daß er ie zu einem entehrenden Verdachte Anlass gegeben hätte. Ietzt bewarb sich Catilina zum zweitemale ums Consulat: und ietzt erst entschloß sich Coelius den Catilina zu begünstigen. Wie lange soll man einen jungen Menschen hüten? Sonst waren unsre jungen Leute nur ein Jahr lang gebunden, den Arm in der Toga zu halten, und ihre Übungsspiele in der Tunica zu verrichten. Dieselbe Einrichtung fand auch statt, wenn sie sogleich Dienste bei der Armee nahmen. Wer da nicht entweder von Haus aus eine so gute Erziehung genossen hatte, oder von Natur so gut geartet war, daß er sich selbst in den Schranken der Sittsamkeit zu halten vermochte, der konnte, trotz aller der Aufmerksamkeit, mit welcher

man ihn gehütet hatte, dem bösen Leumunde doch nicht entgehen. Wer sich hingegen in ienen frühern Jahren gut gehalten hatte, der war in der Folge als Mann vor nachtheiligen Urtheilen über sein Betragen vollkommen sicher. Kurz, Coelius war bereits einige Jahre Geschäftsmann gewesen, als er den Catilina zu begünstigen anfang: was mehrere Personen jedes Alters und Standes auch gethan haben.

Catilina besass überhaupt, wie Ihnen erinnerlich seyn wird, wenigstens herrliche Anlagen zu vortreflichen Eigenschaften. Seine Freunde waren meist Schurken; allein, immer wusste er sich als ein Verehrer der edler denkenden anzukündigen. Bei allem Hange zu ieder Art von Ausschweifungen, beseelten ihn die stärksten Triebe zur Arbeit und Thätigkeit. Er war ein erklärter Wollüstling, und ein sehr geschickter brauchbarer Soldat. Ich zweifle, ob es ie auf Erden ein ähnliches Ungeheuer von Menschen gab; in welchem sich so ganz

entgegengesetzte Triebe und Anlagen vereinigten. (6) Er war einmal der Liebling von sehr angesehenen Personen; aber er war auch Busenfreund der erklärtesten Schurken. Einmal begünstigte er die edelste Klasse der Patrioten: ein andermal spielte er den heftigsten Feind des Staats. Er suchte in der niedrigsten Schwelgerei, wie in ausdauernder Arbeitsamkeit seines Gleichen. Er war der eigennützigste Räuber, und der freigebigste Verschwender. Sich in den Besitz einer Menge von Freunden zu setzen, deren Gunst er durch die gefälligste Behandlung fesselte; jedem sein Herz zu öffnen: zur Unterstützung seiner Vertrauten, seine Börse, seinen ganzen Einfluß, seine Kräfte aufzuopfern, und nöthigenfalls auch wohl das frechste Bubenstück zu unternehmen: seinen Charakter nach Maasgabe der Umstände in den mannichfaltigsten Farben und Schattirungen erscheinen zu lassen; Ernst mit Ernst, Laune mit Laune zu erwiedern; den Greis mit

männlicher Gesetztheit, den Jüngling mit einladender Munterkeit zu behandeln; unter frechen Buben zu rasen, und unter Schlemmern zu schwelgen, in allen diesen Künsten war er ein Meister. Diese Vielseitigkeit und Biagsamkeit seines Charakters erwarb ihm theils Verbindungen mit allen Schurken des Auslandes: theils gelang es ihm durch den täuschenden Anstrich von Unschuld, den er seinem Betragen zu geben wusste, manchen Edlen und Rechtschaffnen für sich einzunehmen. Unmöglich hätte er auch bei dem verruchten Entschlusse, unsre Regierung zu stürzen, die mächtigen Fortschritte machen können, wenn nicht diese Sanftheit und Gutmüthigkeit heuchelnde Aussenseite seinem schwarzen Charakter zum Schilde gedient hätte. Thun Sie also Verzicht darauf, meine Richter, dem Goelius die Bekanntschaft mit Catilina zum Verbrechen zu machen: Er hat Sie mit mehreren andern, und zum Theil auch sehr braven Personen gemein. Wäre nicht

ihm doch bald selbst einmal in die Falle gerathen. Ich traute ihm Patriotismus, traute ihm Interesse für die Parthei der Edlerdenkenden, und Anlage zu wahrer und dauerhafter Freundschaft zu. Seine Niederträchtigkeiten sprangen mir in die Augen, kamen mir in die Hände, und es war mir noch nicht eingefallen den leisesten Verdacht gegen ihn zu schöpfen. Wenn denn nun also auch Coelius einer von dessen so zahlreicher Bekanntschaft war; gut, so mag's ihn ärgern, daß er sich geirrt hatte, wie auch ich mich zuweilen darüber ärgere, daß mich derselbe Mensch auch anführte; aber für einen Verbrecher braucht er sich deswegen nicht zu halten.

(7) Auf diese Ausfälle gegen die Sittsamkeit des Coelius lassen Sie denn ferner die Beschuldigung folgen, daß er Antheil an der Catilinarischen Verschwörung genommen habe. Ihre Äußerung darüber war äußerst unzuversichtlich und kurz abgebrochen; aber sie enthielt

doch die Behauptung, Coelius sey, als Catilina's Freund, ein Theilnehmer seiner Verschwörung gewesen. Nicht genug, daß diese Beschuldigung an sich keinen Grund hat: sie steht selbst mit den Worten, des geschickten Redners, der sie vorbrachte, in klarem Widerspruche.

Wo hätte beim Coelius dieser wüthige Geist des Aufruhrs gesessen? Wo ist in seinem Charakter die kranke anbrüchige Stelle, oder in seiner übrigen Lage das Bedenkliche? Wer nannte den Namen Coelius, als man das Complott ahndete? Die Sache ist so klar: ich verliere schon zu viel Worte darüber. Nur noch das einzige: Coelius mußte den Schritt schlechterdings verabscheuen, weil es ihm sonst nimmermehr eingefallen seyn würde, sich als iunger Anfänger dadurch zu empfehlen, daß er den Ankläger des Complotts machte. Wie konnte er vollends ein Mitglied davon seyn?

Auf die Beschuldigungen des *Ambitus*, und der unedlen Verbindung mit *Sodalen* und *Sequestern* *), wodurch er sich versündigt haben soll, antworte ich gerade dasselbe. So unvernünftig war doch *Coelius* gewiß nicht, daß er sich erst des ungeheuersten *Ambitus* selbst schuldig gemacht, und dann einen andern wegen desselben Verbrechens angeklagt hätte. Unmöglich könnte er einen andern eines unerlaubten Schrittes verdächtig machen, dessen Erlaubnis er sich selbst auf alle künftige Fälle

*) eine übelberüchtigte Klasse Menschen in Rom, die sich bei Magistratswahlen und bei Bewerbungen um Stimmen von den Candidaten dazu brauchen liessen, Suffraganten zu bestechen, und dadurch iener ihre Absichten zu begünstigen. Die Benennung der erstern, der *Sodalen*, deutet auf Verbindungen, die an gedeckten Tischen und beim Pokal geknüpft wurden, und von da aus in iene Niederträchtigkeit ausarteten. Die Benennung *Sequester* bezeichnete überhaupt Unterhändler, Vermittler, und bekam erst durch die obengenannten Misbräuche den gehässigen Sinn.

gewünscht hätte. Und gesetzt, er hätte das Wagestück des Ambitus einmal versuchen wollen, wie konnte er einem andern deswegen zum zweitenmale den Proceß machen wollen? Freilich war das nicht weise gehandelt: es geschahe auch ganz ohne meine Zufriedenheit. Inzwischen beweist doch dieses Benehmen nicht, daß Coelius kein gutes Gewissen hatte: es beweist höchstens, daß er die Unschuld verfolgte.

Man wirft ihm Schulden vor: man legt ihm unmäßigen Aufwand zur Last: man fordert ihm Ausgabe- und Einnahmebücher ab. Auf diese Punkte werde ich ganz kurz antworten. Wer in väterlicher Gewalt steht, macht keine Ausgabe- und Einnahmebücher. Geborgt hat Coelius nie. Der einzige Aufwand, den man ihm zur Last legt, betrifft seine Wohnung. Er soll 30000 Sest. dafür bezahlen. So? Nun weiß ich doch daß Clodius sein Grundstück verkaufen will. Coelius wohnt bei ihm zur Miethe; und giebt, meines Wissens, zehntausend.

Aber Sie, meine Herrn, wollten sich den Clodius zum Freunde machen, und sagten eine Lüge, die ihm vortheilhaft werden konnte.

Sie legen ihm zur Last, daß er sich von seinem Vater entfernt habe. In seinen Jahren ist das dem Coelius schlechterdings nicht zu verargen. Er hatte bereits zu grossem Interesse der Republik einen Sieg erfochten *), der mich zwar in Verlegenheit setzte, aber doch ihm zur Ehre gereichte. Er konnte Alters halber auf eine Magistrats-Stelle Ansprüche machen: sein Vater erlaubte ihm die Entfernung aus seinem Hause: er rieth ihm dazu, und er that es. Die Wohnung seines Vaters war vom Forum sehr abgelegen. Um also theils meinem Hause näher zu kommen, theils aber

*) über C. Antonius, den er des Verbrechens einer Verschwörung gegen die Republik angeklagt hatte. Die Anklage hatte für Antonius das Exil zur Folge. Die Verlegenheit, in welche Cicero dadurch gesetzt wurde, bestand darin, daß Antonius sein Kollege war, daß er ihn vertheidigte, ohne ihn retten zu können.

auch für seine Verbindungen mehr Bequemlichkeit zu gewinnen, miethete er sich für einen leidlichen Preis eine Wohnung auf dem Palatium. (8) Hier kann ich wohl auch sagen, was vorhin C. Marius sagte, als er sich über die unglückliche Ankunft des Ptolomäus erklärte, *utinamne in nemore Pelio*, und wie der Text weiter heißt. Denn gewifs die *hera errans, Medea agra, amore saevo saucia*, hätte uns dann nicht so viel Noth gemacht; und ich werde Ihnen, meine ehrwürdigen Richter, am gehörigen Orte beweisen, daß die bewusste Palatinische Medea, und jene Wohnungsveränderung dem jungen Manne alles sein Ungemach, oder richtiger zu reden, den ganzen bösen Leumund zugezogen hat. *)

*) Der Sinn der Anwendung, die hier von der bekannten Stelle aus der Medea des Ennius gemacht wird, liegt zu versteckt, als daß ich dem Leser die Ansicht einer Note ersparen dürfte. Cicero bedient sich dieser Stelle auch anderwärts mehrmalen. Wo er

Im Vertrauen auf Ihre Einsichten, meine Richter, scheue ich nun auch die schlaunen Sicherheitsanstalten nicht, die man, so viel ich aus den Äuserungen der

nicht gerade scherzt, sondern entweder als Rhetor, (wie ad Herenn. 2, 22. und de Invent. 1, 49.) oder als Philosoph spricht (wie de Nat. D. 3, 30. und de Fato 15.) braucht er sie, um zu zeigen, wie abgeschmakt und fehlerhaft es sey, eine Wirkung aus einer gar zu entfernten Ursache zu erklären, die mit iener in gar keiner, oder nur sehr willkührlicher Beziehung steht. *Wäre im Pelischen Walde keine Kiefer gefallen, läßt Ennius das alte geschwäzige Weib sagen, so wäre unsre Medea nicht unglücklich geworden.* Es scheint überhaupt Mode gewesen zu seyn, diese Stelle bei ähnlichen Veranlassungen, im Ernst oder im Scherz, anzuführen. Dies ist wenigstens aus dem Gebrauche zu vermuthen, den auch Crassus davon machte, der vor Cicero als Vertheidiger des Coelius gesprochen hatte, Crassus widerlegte nemlich unter andern auch die Beschuldigung, Coelius habe zu Puteoli die Alexandrinischen Gesandten gemishandelt. Weil nun diese Gesandten deswegen dahin gekommen waren, weil der König Ptolomäus sich nach Rom geflüchtet hatte,

Kläger schliessen konnte, gegen uns macht. Man drohet uns mit einem Senator, welcher bezeugen würde, daß ihn Coelius bei der Pontificatswahl geschlagen habe. Wird dieser Zeuge hervor

so parodirte Crassus gleichsam die Ennianische Stelle dadurch, daß er die Ankunft des Ptolomäus in Rom zur Ursache der Anklage des Coelius machte: „Wäre Ptolomäus nicht nach Rom, und also auch die Alexandrinischen Gesandten, die ihm nachsetzten, nicht nach Puteoli gekommen, so brauchte ich jetzt den Coelius nicht zu vertheidigen.“ Das war im Geschmack des Ennius *utinam ne in nemore* etc. gesprochen. Cicero thut dasselbe, indem er den Umstand, daß Coelius sich auf den Palatinischen Berg in die Nachbarschaft der Clodia einquartiert hatte, zur Ursache macht, warum er jetzt von seinen Anklägern gemishandelt werde. Ihm mußte der Gebrauch iener Stelle um desto willkommner seyn, da er die Worte *Medea aegra — amore saucia* — so bequem auf die Clodia deuten, und sich damit auf eine sehr feine Art an dem Kläger Atratinus rächen konnte, der (wie wenigstens der Rhetor Cur. Fortunatianus Art. Rhet. Lib. 3. berichtet) den Coelius *pulchellum Iasonem* genannt hatte.

treten, so werde ich ihn fragen, warum er nicht auf der Stelle klagte? warum er, wenn er nicht klagen, sondern sich nur beschweren wollte, das nicht für sich that, sondern sich von Ihnen vorstellen liefs? warum er seine Beschwerden erst nach geraumer Zeit, und nicht gleich auf der Stelle vorbrachte? Antwortet er mir hierauf mit stülrten Winkelzügen, dann werde ich nach den Triebfedern fragen, die diesen Senator in Bewegung setzten. Stecken diese in ihm selbst: dann dürfte mich das wohl, wie gewöhnlich, etwas verlegen machen. Ist er aber die Puppe, deren Erscheinung durch das Triebwerk in der Maschine unsers Klägerkomplotts bewerkstelliget würde: so werde ich mich der Bemerkung freuen, daß sie, trotz einer eben so beneidenswürdigen als mächtigen Unterstützung, nicht mehr als einen einzigen Senator aufreiben konnten, der ihre Absichten begünstigen wollte.

Eben so wenig ist mir vor einer gewissen andern Klasse von Zeugen der

Finsternißs hange. Unsre Kläger kündigen uns Personen an, welche aussagen würden, Coelius habe ihre Weiber des Abends auf dem Rückwege in ihre Behausung gemishandelt. Diese Herrn sind aller Ehren werth, wenn sie das Herz haben werden, diese Aussage zu beschwören: denn sie müssen das Bekenntniß ablegen, daß es ihnen noch nie einfiel, wegen solcher wichtigen Beleidigungen erst in der Stille ein gütliches Abkommen zu versuchen. (9) Doch Sie kennen diese Gattung von Ausfällen, meine Richter! und es ist Ihre Pflicht, sie abzuwenden, wenn man Gebrauch davon machen wird. Es sind nicht dieselben Menschen, welche den Coelius anklagen, und welche ihn bestürmen. Die Pfeile, welche am hellen Tage gegen ihn fliegen, werden in der Finsternißs zubereitet. Es sey ferne von mir, diese Zubereitung ihren Urhebern zum Verbrechen zu machen: sie gereicht ihnen sogar zur Ehre: sie thun damit ihre Pflicht: sie schützen ihre Parthei, und

benehmen sich wie alle ächte Helden. Beleidigungen erregen ihnen die Galle: sie lassen den Zorn ausströmen: sie binden mit jedem an, der sie neckt. Allein gesetzt auch, meine Richter, diese Helden halten sich für berechtigt, dem Coelius zu Leibe zu gehen: so würde es doch auf Ihrer Seite nicht weise seyn, wenn Sie über der Unterstützung fremder Leidenschaft, die Behauptung Ihrer eigenen richterlichen Würde vergessen wollten. Sie kennen den Schwarm, der sich auf dem Forum herumtreibt. Sie kennen die Denkungsart und den Geschmack des bunten Gemisches von Menschen, die unser Publikum ausmachen. Wie viel glauben Sie wohl, daß es Menschen in diesem Getümmel giebt, die ihre Dienste anbieten, ihre Thätigkeit verpfänden, sich zu Zeugnissen anheischig machen, so bald ihnen ein mächtiger, ein begünstigter, oder ein talentvoller Sprecher winkt? Diesen frechen Kreaturen widersetzen Sie Sich, weise Richter, wenn einige von ihnen

sich vielleicht unterstehen sollten, eine Zeugenrolle vor Gericht zu spielen; und Sie werden Sich in einem und demselben Augenblicke das dreifache Verdienst erwerben, einen Beklagten geschützt, nach Pflicht und Gewissen gehandelt, und Ihre Mitbürger vor einer Menschenklasse in Sicherheit gesetzt zu haben, deren Einfluss mit so grosser Gefahr verbunden ist. Ich lenke jetzt ihre Aufmerksamkeit von diesen Zeugen ab. Ich kann unmöglich gestatten, daß die unbestechliche Wahrheit, welche diesem Gerichte eigen ist, ein Spiel von Zeugen werde, deren Gesinnungen sich eben so leicht bestimmen, als wenden und drehen lassen. Beweise wollen wir bringen: durch sonnenklare Thatsachen wollen wir die Beschuldigungen unsrer Gegner niederschlagen: Behauptung wollen wir gegen Behauptung, Gründe gegen Gründe, Recht gegen Recht stellen.

(10) Daß Crassus die Punkte über die Neapolitanischen Aufwiegelungen, über Mishandlung der Alexandriner zu

Puteoli, über Palla's Vermögen, so gründlich und schön ins Reine gesetzt hat, ist mir sehr lieb. Ich wünschte, er hätte sich auch über Dio erklärt *). Doch, was können Sie über diesen für eine Erklärung erwarten? Der, welcher die That gethan hat, ist entweder ganz ruhig deswegen, oder macht auch wohl kein Geheimniß daraus. P. Ascitius, den man als dessen Unterhändler und Theilnehmer zur Verantwortung gezogen hatte, ist ja sogar für unschuldig erklärt worden. Also, Coelius, der um die

*) Dem Coelius war unter andern auch vorgeworfen worden, er habe Antheil an einem Aufruhr in Neapolis genommen, habe sich des Vermögens einer gewissen Palla mit Gewalt oder List bemächtigt, und zur Ermordung des Dio, des Chefs der Alexandrinischen Gesandtschaft (die offenbar durch Ptolomäus selbst vermittelt worden war) mitgewirkt. Die ersten und mehrere andere Beschuldigungen hatte Crassus bereits beantwortet und widerlegt, nur die letztere den Dio betreffende nicht. Dies thut nun Cicero. Über diese ganze Gesandtschaftsgeschichte erklärt sich Dio Cassius im 39. Buche umständlicher.

ganze Intrigue kein Wort gewußt, vielweniger die That selbst verübt hat, sollte um die Beschuldigung eines Verbrechens verlegen seyn, dessen wahrer Thäter gar nichts ableugnet, und dessen Ableugner sogleich losgesprochen wurde? P. Ascitius zog von seiner gerichtlichen Untersuchung weit mehr Vortheil, als ihm der böse Leumund Schaden gebracht hatte: nur Coelius, an den man nicht einmal dachte, geschweige daß man ihn als den Thäter im Verdacht gehabt hätte, Coelius sollte von einer blossen Verleumdung Nachtheil zu fürchten haben? Sagt man, Ascitius wäre durch Schleifwege losgekommen, so kann hierauf niemand leichter antworten als ich, da ich ihn vertheidigt habe. Coelius hat zur guten Sache des Ascitius das beste Vertrauen von der Welt: Allein, wie es auch immer damit stehen mag, so ist er doch der Meinung, daß die Angelegenheit des Ascitius auf die seinige nicht die geringste Beziehung habe: und nicht blos Coelius ist dieser Meinung:

Titus und Cai. Coponius, zwei vor-
 treffliche iunge Männer, welche mit sehr
 vorzüglichen Kenntnissen den schätzbar-
 sten Charakter verbinden, urtheilen
 dasselbe. Die freundschaftliche Verbin-
 dung, worinne sie mit Dio standen,
 war ihnen in eben dem hohen Grade
 theuer, in welchem sie die Vorzüge sei-
 nes Kopfs und Herzens schätzten. Sie
 empfanden daher seinen Tod schmerzli-
 cher als irgend iemand. Dio wohnte,
 wie sie wissen, in dem Hause des Luc-
 ceius, mit welchem er in Alexandrien
 bekannt geworden war. Dieser Lucce-
 ius wird mit seinem Bruder, einem sehr
 angesehenen Manne, hier erscheinen,
 und dann sollen Sie hören, was auch
 diese Beide über den Coelius für ein
 Urtheil fällen. Doch dies ietzt bei Seite.
 Lassen Sie uns endlich einmal zur Sache
 selbst kommen.

(11) Ich habe bemerkt, Richter,
 das Sie meinen Freund L. Herennius *)

*) der neben dem iungen Atratinus als Kläger
 gegen Coelius gesprochen hatte. Ein dritter

mit gespannter Aufmerksamkeit angehört haben. Grossentheils war es wohl sein Geist und sein Vortrag, der Sie fesselte. Indessen fürchtete ich doch zuweilen, er werde sich den Eingang zu ihren Herzen vielleicht durch eine gewisse philosophische Feinheit bahnen, womit er seine Beschuldigungen einleitete. Er sprach viel über den Hang zur Verschwendung und zu Ausschweifungen: über Jugendfehler, über Sittlichkeit. Den Mann, der sonst immer so sanft war, und sich in den Lieblingston der feinern Welt mit so einnehmender Geschmeidigkeit zu fügen wufte, diesen Mann sahe man jetzt die Rollen eines mürrischen Onkels, eines sträflichen Sittenrichters, eines finstern Pädagogen spielen. Er schalt auf den Coelius, wie wohl noch kein Vater auf seinen Sohn gescholten hat: er breitete sich über die

und vierter Ankläger, oder sogenannter *subscriptor* war der weiter unten genannte P. Claudius, und Balbus. Atratinus hatte nur die Hauptrolle, *primas partes agbat*.

Kapitel von der Unmäsigkeit sehr weitläufig aus; und was that ich, meine Herrn? Ich verziehe Ihnen die Aufmerksamkeit um deswillen, weil ich gerade dieser rauhen finstern Gattung des Vortrags recht herzlich gram bin. Den Anfang machten die Vorwürfe, Coelius sey vertrauter Freund von meinem Vetter Bestia gewesen, habe bei ihm gegessen, sey oft bei ihm aus und eingegangen, und habe ihn in seinen Bemühungen um die Prätur unterstützt. Diese Vorwürfe rühren mich sehr wenig, weil sie falsch sind. Die Personen z. B. welche dort mitgegessen haben sollen, sind entweder gar nicht in der Welt, oder müssen wenigstens zu allem Ja sagen. Eben so wenig setzt mich ein zweiter Vorwurf in Verlegenheit, vermöge dessen Coelius ein Lupercalienbruder seyn soll. Die ächten Lupercalen machten ja ursprünglich schon eine Gesellschaft der rohesten, ungebildetsten Dorfmenschen aus, und ihre Verbindung ist weit älter, als gebildete Geselligkeit und Gesetz-

gebung. Die Brüder verklagen sich also nicht nur unter einander selbst, sondern erwähnen auch in der Klage jedesmal ihre Brüderschaft, damit nicht etwa die Sache ein Geheimniss bleibe. *) Doch genug hiervon. Ich will nun die Punkte beantworten, bei denen ich weniger gleichgültig seyn kann.

Die Lection über Üppigkeit und Verschwendung war lang, aber in einem gemäßigten Tone abgefasst. Sie enthielt mehr ruhige Untersuchung, als leidenschaftlichen Tadel, und gerade um deswillen erregte sie so vorzügliches Interesse. Ungleich weniger machte mich Freund Clodius verlegen. Wie er sich recht heftig geberdete, wie er in Feuer und Flammen gerieth, und seine ganze

*) Soll diese Stelle einen andern, oder klärern Sinn bekommen, als ich ihr zu geben versucht habe, so wird erst die Kritik ihr Glück daran versuchen müssen. Sie scheint mir den Seitenhieb auf Herennius zu enthalten, dass er dem Coelius eine Verbindung zur Last gelegt habe, wovon er selbst ein Mitglied seyn, oder gewesen seyn mochte.

Leidenschaft mit Riesenstimme herausdonnerte, dann bewunderte ich seine Beredsamkeit, aber sie schreckte mich nicht, weil ich bei mehreren Fällen bemerkt hatte, daß seine Anstrengung vergeblich gewesen war.

Ihnen, Balbus, kann ich nicht anders als unter der bescheidenen Anfrage antworten, ob ich es wohl wagen darf, einen Menschen zu vertheidigen, der keine Einladung an einen gedeckten Tisch zurückwies, immer ein Salbenfläschgen führte, und — Bajae gesehen hat? (12) Ich kenne wenigstens unterschiedliche Personen in Rom, die aus dem Becher der Freude nicht etwa nur oberflächlich genipt, sondern alle ihre Jugendkräfte dem Dienste der Wollust gewidmet hatten, am Ende sich aber doch wieder ermannten, auf den Weg der Tugend zurückkehrten, und brave angesehene Leute geworden sind. Einen lustigen Streich mit unter lässt ja bei jungen Leuten alle Welt gelten. Die üppigern Triebe des Jünglingsalters sind

selbst in den Absichten der Natur gegründet: und wenn durch ihre Ausbrüche nur keines Menschen Leben gefährdet, nur keine Familie zu Grunde gerichtet wird, so pflegt man immer Nachsicht und Gedult damit zu haben.

— Inzwischen schien mirs doch, als ob Sie, mit Ihren ungünstigen Äuserungen über Jugend im Allgemeinen, die Absicht gehabt hätten, dem Coelius einen desto schlimmern Leumund zu machen. Hierinne liegt offenbar der Grund von der ganzen Aufmerksamkeit, womit man ihren Vortrag anhörte. Man hatte nur einen einzigen Beklagten im Auge: aber die Sünden von 100 andern hatte man dabei im Sinne. Es ist nichts leichter als auf Sittenverderbnis eine Strafpredigt zu halten. Wenn ich alles auskramen wollte, was sich über diesen Punkt sagen lässt, wann würde ich damit fertig werden? Wie unendlich viel läßt sich über Verführung, über Ehebrecherei, über Lüderlichkeit, über den Hang zur Verschwendung sprechen? Man braucht

hier auf keinen bestimmten Sünder Rücksicht zu nehmen: man halte sich nur an das Laster; das ist ein Gegenstand, gegen den sich sehr weitläufig und nachdrücklich eifern lässt. Weise Richter dürfen aber freilich die Person des Beklagten nie aus dem Gesichte verlieren. Und wenn der Kläger Ihren Abscheu gegen das Laster, gegen Sitten, und gegen das allgemeine Verderbniss des Zeitalters rege gemacht hat, so dürfen Sie diese ungünstige Stimmung ihres Herzens doch nie einem Beklagten entgelten lassen, der, ohne selbst ein Verbrecher zu seyn, blos deswegen ein Gegenstand des ungerechtesten Hasses geworden ist, weil — es in der Welt überhaupt so viele Verbrecher giebt. Ich enthalte mich daher, Ihren moralischen Eifer gegen Coelius so zu widerlegen, wie er es verdiente. Ich könnte verlangen, daß man der Jugend billige Beurtheilung und Nachsicht angedeihen liesse; aber nein! Die Jahre sollen mir zu keiner Entschuldigung dienen. Ich verliere kein Wort

darüber, daß Konnivenzen dieser Art allgemein anerkannt sind. Ich habe nur die einzige Bitte, daß man den heftigen Unwillen, mit welchem man sich gegen die Schulden, gegen die Üppigkeit und Ausschweifungen unsrer heutigen Jugend erklärt, dem Coelius nicht entgelten, und fremde Sünden und die sittliche Verdorbenheit des gegenwärtigen Zeitalters nicht ihm zum Nachtheile gereichen lasse.

Indessen werde ich mich nichts desto weniger über die eigentlichen Verbrechen, die man ihm für seine Person Schuld giebt, mit möglichster Bestimmtheit erklären. Gold und Gift, so heißen die zwei Dinge, mit denen Coelius gesündigt haben soll. Bei beiden Verbrechen ist nur eine einzige Person im Spiele. Coelius soll von der Clodia Kostbarkeiten von Gold geborgt, und dann derselben Clodia Gift beizubringen gesucht haben. Alles übrige, was man ihm vorwirft, sind keine criminellen Beschuldigungen, sondern Beschimpfun-

gen, die wohl bei unartigen Zänkereien vorkommen, aber kein Gegenstand einer öffentlichen Untersuchung seyn können. Wenn ich sage: du bist ein Wollüstling, ein Sittenloser, ein Betrüger, so heisst das geschimpft, aber nicht verklagt. Denn allen diesen Vorwürfen fehlt es an einem festen und sichern Beweisgrunde. Es sind ehrenrührige Äußerungen, deren sich ein aufgebrachter Ankläger im Anfalle der Leidenschaft ohne äusere Veranlassung entschüttet. Eine ganz andere Bewandniss hat es hingegen mit diesen beiden Verbrechen. Hier habe ich doch eine Veranlassung, einen bestimmten Thäter, eine bestimmte Thatsache. Coelius brauchte Geldeswerth: er lässt sich also von der Clodia geben; lässt sich unter vier Augen geben; und behält es so lange es ihm beliebt. In diesem Betragen finde ich doch einen sehr auffallenden Beweis von nicht gemeiner Vertraulichkeit. Coelius will die Clodia aus dem Wege schaffen. Er sucht also Gift zu bekommen, wirbt

Helfershelfer, so viel er kann, macht das Pülverchen zurechte, bestimmt den Ort, lässt das Gift dahin schaffen. Daraus sehe ich wieder, dass es zwischen beiden einen erschrecklichen Zank und Streit gesetzt haben muß.

Meine Richter, wir haben es ietzt mit einem Frauenzimmer zu thun, die nicht allein Rang, sondern auch Ruf hat. Ich werde mich hüten von ihr zu sprechen, wenn ich das nicht etwa thun muß, um die Unschuld meines Freundes ins Licht zu setzen. Doch einem so einsichtsvollen Manne, wie Sie sind, Domitius, brauche ich nicht erst begreiflich zu machen, dass wir es einzig und allein mit diesem Frauenzimmer zu thun haben. Es ist also die Frage, ob sie bestimmt sagt, dass sie dem Coelius Geld vorgeschossen, und ob sie ihm Schuld giebt, das er Gift für sie gekocht habe. Thut sie keins von beiden, dann ist es ungezogen von uns, wenn wir nicht in einem Tone von ihr sprechen, den uns die Achtung gegen eine ehrwürdige Ma-

trone zur Pflicht macht. Sind wir aber mit diesem Frauenzimmer aufs Reine; verschwindet dadurch das Verbrechen, dessen uns unsre Gegner anklagen, und verlieren diese die Stütze, auf welche sie ihren Ausfall gegen Coelius gründen: dann haben wir, als ehrliche Sachwalter nichts weiter zu thun, als zurück zu treiben, wer sich uns noch entgensetzt. Ich würde das auch gewiß sehr nachdrücklich thun, wenn ich nicht mit der Clodia ihrem Manne — nicht doch! — ich wollte sagen, mit ihrem Bruder (ich verspreche mich hier gewöhnlich) gespannt wäre. *) Ich will mich also mäsi- gen, und nicht weiter gehn, als es meine dermalige Pflicht und die Noth- durft der gegenwärtigen Untersuchung erfordert. Vor Feindseligkeiten mit dem schönen Geschlechte habe ich mich von iher gehütet, zumal mit einem

*) Boshafter konnte der Redner das doppelte Verhältniß der Clodia gegen ihren Bruder P. Clodius — *soror et conjux* — wohl schwerlich andeuten.

Frauenzimmer, das in dem allgemeinen Rufe steht, immer jedermanns Freundin gewesen zu seyn. (14) Vorher wünschte ich aber doch aus ihrem eigenen Munde zu erfahren, ob ich in einem strengen, ernsthaften und finstern, oder in einem gelinden, liebeichen und freundlichen Tone mit ihr sprechen soll. Wählt sie sich den erstern, so muß ich wohl die Unterwelt in Anspruch nehmen, und daher einen Strafprediger mit einem Barte kommen lassen, der etwas stärker, als ihre Lieblingsbärtchen, ausfällt; mit einem tüchtigen Stachelbarte, wie sie auf unsern alten Statuen und Bildern zu schauen sind: der soll ihr statt meiner, damit sie nicht böse auf mich wird, den Text lesen. Es muß wo möglich einer aus der Familie seyn; und da wird sich am besten der Ehrenmann Appius Caecus dazu schicken. Der Sinn seines Beirathens bürgt uns dafür, daß ihn kein Blick auf die Dame ausser seiner Fassung bringen wird. Er würde sie ungefähr mit folgender Anrede bewillkommen:

„Weib, was hast du mit Coelius! mit einem iungen Kerl! der dir nichts angeht! Wenn du ihn nicht genau kanntest, warum hast du ihm geborgt? wenn du nicht gespannt mit ihm warst, warum dachtest du, daß er dich vergiften würde? Hast du deinen Vater vergessen? Hast du dein Lebetage nicht gehört, daß dein Oheim, dein Grosvater, dein Urgrosvater Consuls waren? Hast du schon vergessen, daß du an einen unsrer verdientesten und rechtschaffensten Patrioten, den Quint. Metellus verheirathet warest, an den Mann, der nur einen Fuß aus seinem Hause setzen durfte, um in einem Glanze von Geistesgrösse, und Lorbeern und Verdiensten zu erscheinen, der ihn über alle seine Mitbürger erhob? Und du, die gewesene Gattin eines so edeln Mannes, die Sprosse einer so erlauchten Familie, warum mit dem Coelius so vertraut? Vielleicht weil er dein Verwandter, dein naher Vetter, oder ein Freund deines Mannes war? Nichts weniger als das.

Warum also? Doch nur aus Üppigkeit, aus Wollust! Wenn du dich nicht vor den männlichen Ahnen unsrer Familie schämtest, konnte dich auch nicht meine Nichte, die Q. Claudia, dieses große Muster weiblicher Familientugend und Sittsamkeit, zur Nachahmung reizen? konnte es nicht Claudia, die Vestalin, in deren Armen ihr Vater seinen Platz auf dem Triumphwagen behauptete, von welchem ihn der Volkstribun, sein Feind, herabstürzen wollte? Warum wähltest du dir deinen lasterhaften Bruder zum Muster? warum nicht deinen Vater, und deine Grosältern, deren Tugenden von meiner Zeit an auf die Glieder unsrer Familie beiderlei Geschlechts so rein forterbten? Habe ich mich dem Friedensbündnisse mit Pyrrhus deswegen widersetzt, damit es dir erlaubt seyn könnte, täglich die schändlichsten Bündnisse der Wollust zu schliessen? Habe ich deswegen Wasser nach Rom geleitet, damit du auf diesem Elemente Unzucht treiben könntest?

Habe ich die schöne Strasse deswegen gebaut, damit du dich mit fremden Männern Arm in Arm darauf herum treiben möchtest?

(15) Doch warum liefs ich auch einen so sträflichen Sittenprediger erscheinen? Muß ich nicht befürchten, daß sich jetzt Appius augenblicklich gegen Coelius wende, und auch diesen seine censorische Geißel fühlen lasse? — Dafür werde ich in kurzen selbst sorgen, meine Richter, und ich hoffe, meine Bemerkungen über Coelius Lebenswandel sollen so ausfallen, daß selbst meine strengsten Widersacher mit letztem zufrieden seyn werden. — Jetzt, Weib, spreche ich, ohne Maske, wieder in deiner Person mit dir. Wenn du alle deine Handlungen, Äußerungen, Verläumdungen, Beschuldigungen zu rechtfertigen gedenkest, so mußt du dich auch über den äuserst vertraulichen Umgang, der sich daraus ergibt, bestimmt und ausführlich erklären. Von wollüstigen Scenen, von

Buhlereien, Liebschaften, Ehebruch, Badeauftritten, Ufer-Ergötzlichkeiten, Schmausereien, Pickenicks, musikalischen Belustigungen, und Gondelparthien, schwatzen schon die Kläger; und geben dabei nicht undeutlich zu verstehen, daß sie mit deiner völligen Erlaubniß davon sprechen. Weil du nun diese Dinge mit einer mir wenigstens unbegreiflichen Frechheit und Unbesonnenheit zu öffentlicher Wissenschaft vor Gericht gelangen lässest, so mußt du sie entweder widerlegen, und für falsch erklären, oder du mußt bekennen, daß man weder deiner Anklage, noch deinem Zeugnisse den mindesten Glauben beizumessen habe.

Wünschest du im Gegentheil, daß ich in einem glimpflichen und höflichen Tone mit dir spreche, gut, so will ich den unsanften derben Graubart auf die Seite schaffen, und jemanden aus deiner angenehmsten Bekanntschaft auftreten lassen; und zwar — dein iüngstes Brüderchen, ein überaus artiges Bübchen,

das dich so lieb hat, und immer so gern an der Seite seiner lieben ältesten Schwester einschlummerte, weil das furchtsame Närrchen sich vor Gespenstern fürchtete. Hier ist seine Vorstellung an dich: „Was lärmst du, was tobst du denn, Schwesterchen, und machst aus einer Kleinigkeit so ein entsetzliches Aufheben! Da ist dir der hübsche iunge Nachbar vor die Augen gekommen: seine weiße Haut, sein schlanker Wuchs, seine Mine, seine Augen haben dich bezaubert: du wünschtest ihn öfterer zu sehn: du wurdest gewahr, daß in demselben Garten sich zuweilen auch ein anderes Frauenzimmer von Stande einfand: der iunge Herr hat einen Vater, der geizig und zähe ist: gleichwol kannst du ihn mit deiner ganzen Baarschaft nicht fest halten: er sträubt sich, er stößt dich zurück, verachtet deine Geschenke. Such dir doch einen andern aus, Schwesterchen. Du hast ia an der Tiber einen Garten, wo alles so gut darauf eingerichtet ist, und wo sich die ganze iunge

Herrnwelt zum Schwimmen einfindet: da kannst du ia täglich Gelegenheit haben. Warum willst du dich einem Burschen aufdringen, der dich kaum über die Achsel ansieht? —

(16) Jetzt kömmt aber auch die Reihe wieder an Sie, mein lieber Coelius? Ich werde eine ernsthafte Vaterrolle spielen; weifs aber in der That nicht, in welchem Charakter ich sie wählen soll. Ob ich denn einen hitzigen harten Vater aus Caecilius machte?

*Jetzt brennt mir das Herz, der Zorn
schwellt mir die Brust — —*

Oder diesen:

Du Ungeheuer! du Bösewicht! —

Was sage ich? was fang ich an?

*An deiner Bosheit liegt es, das mir
nichts gelingt.*

Das sind aber doch wahrhaftig Väter von Stahl und Eisen. Und wer müfste nicht folgende Worte aus dem Munde eines Vaters verabscheuen:

*Weswegen zogest du in diese Kupler-
Nachbarschaft?*

Warum vermiedest du die offenen Netze nicht?

Weswegen giebst du dich mit Weibern ab?

Wenn du ein Bettler bist, so wirst du's fühlen.

Vergeude und verschwende, mir ist's recht.

Ich thue mir, auf meine Lebenszeit, noch gütlich.

Einem solchen kurz angebundenen Murrkopfe würde Coelius antworten, daß er von keiner Ausschweifung wisse, die ihn auf Abwege gebracht hätte. Und warum? weil er nie weder geschwelgt, noch verschwendet, noch Schulden gemacht hat. Sind ihm solche Dinge nachgesagt worden, — wer kann sich vor der übeln Nachrede eines zur Verleumdung geneigten Publikums hüten? Wenn der lobliche Bruder unsrer Dame den bösen Zungen nicht hat entgehen können, ist's wohl ein Wunder, daß es ihr nächster Nachbar nicht konnte?

Mit einem sanften, gutherzigen Vater, — wie folget:

Die Thüre hat er eingeschlagen?

Gut, man lass' sie wieder machen.

Den Rock hat er zerfetzt? man lass'

ihn wieder flicken.

mit einem solchen würde Coelius am geschwindesten aufs Reine kommen. Seine Rechtfertigung würde nicht schwer halten. Ich lasse jetzt die Clodia in ihren Würden. Aber gesetzt, es gäbe eine Weibsperson von der ganz entgegengesetzten Beschaffenheit, die iedermanns Wünsche befriedigte, die immer ihren bestimmten Liebhaber hätte, in deren Garten, oder Zimmer, oder Bade ieder Wollüstling freien Zutritt fände, die iunge Herrn auf eigne Kosten unterhielt, und für die Knickerei ihrer Ältern aus ihrer Börse entschädigte; die trotz ihres Wittwenstandes kokettirte, buhlte, verschwendete, und mit ihren Reizen ein Gewerbe triebe: würde ich wohl den gleich für einen niedrigen Wollüstling

halten müssen, der einer solchen Weibsperson freundlich zuspräche?

(17) So? hör' ich sagen, sind das deine Grundsätze? ist das deine Methode, iunge Leute klug zu machen? Hat der Vater seinen Burschen dir deswegen zur Aufsicht übergeben, damit er seine Jugendjahre im Dienste der Wollust verlebe, und du ihm solch einen Dienst, und solch ein Leben als sehr vernünftig und zweckmässig empfehlen mögest? Hierauf, Richter, dient folgendes zur Antwort. Wenn es jemals einen Tugendhelden von so starkem Geiste und von so großer Enthaltbarkeit gab, daß er allen Ergötlichkeiten entsagte, seine ganze Lebenszeit unter beständiger Anstrengung des Körpers und der Seele zubrachte, weder an Muse noch Erholung, noch geselligem Umgange, noch an Spiel und Gesellschaft ein Vergnügen fand, sondern nur Tugend und Rechtschaffenheit für würdige Gegenstände seines Bestrebens hielt: so bin ich allerdings der Meinung, daß dieser Mann die vortref-

lichsten Eigenschaften in sich vereinigte, deren ein Mensch fähig ist. Ich glaube auch, daß die Camiller, die Fabricier, und Curier, denen unsere Republik ihre gegenwärtige Gröfse verdankt, Menschen von diesem Schlage gewesen sind. Allein Charaktere von diesem Adel hat unser Zeitalter nicht mehr aufzuweisen. Selbst in Büchern sucht man vergebens nach ihnen. Verwischt sind sie, die Urkunden von iener gediegenen Charaktergröfse der Vorwelt. Und das ist nicht nur bei uns, wo diese Methode immer noch mehr ausgeübt, als blos in Schriften verhandelt wurde, sondern auch bei den Griechen der Fall, die gelehrt genug waren, um über erhabene Tugendäuserungen, die sie nicht nachahmen konnten, doch wenigstens zu sprechen und zu schreiben. Es hat in Griechenland, zu verschiedenen Zeiten, auch sehr verschiedene Moralsysteme gegeben. Gewisse Philosophen behaupteten, der Weise habe bei seinen Handlungen nichts anders als die Befriedi-

gung eines sinnlichen Wohlgefühls zur Absicht: und selbst Personen von Bildung und Einsichten haben diese unedle Behauptung in Schutz genommen. Andere meinten, Sinnlichkeit mit Sittlichkeit gepaart sey die Triebfeder des menschlichen Bestrebens, und trauten es ihrer Beredsamkeit zu, daß sie zwei sich so sehr widersprechende Dinge schon zusammen vereinigen würde. Von iener um den Siegeslorbeer kämpfenden Tugend hört man ietzt höchstens vom Schulkatheder herab sprechen. Und in der That hat uns die Natur selbst gewisse Süßigkeiten zum Genusse bereitet, deren Reizen auch die Tugend kaum zu widerstehen vermag. Sie leitet bisweilen den Jüngling auf schlüpfrige Stellen, wo er kaum stehen oder fortschreiten kann, ohne bei dem ersten Schritte zu fallen, oder doch wenigstens zu stolpern: und sie verräth durch iene reizende Mannigfaltigkeit, womit sie ihre angenehmsten Geschenke anbietet, die Absicht, dieselben nicht nur dem

Jünglinge, sondern auch dem gesetzten Manne schmackhaft zu machen. Fände man also einmal einen Menschen, der seine Augen ieder Schönheit verschlösse, den kein Wohlgeruch, kein Wonnegelühl, keine Süßigkeit reizte, und dessen Ohren für ieder angenehmen Eindruck taub wären, so würde ich zwar für meine Person, und vielleicht noch mancher andere, einen solchen Menschen für einen ausgezeichneten Liebling der Gottheit halten; aber die allermeisten würden gewiß gerade das Gegentheil glauben. (18) Wir wollen demnach der Jugend keine Laufbahn anweisen, die heut zu Tage mit Dornen und Disteln bewachsen und zu einer unwegsamen Wüstenei geworden ist. Man verstatte dem Jünglinge einigen freiem Spielraum. Man setze der Sinnlichkeit nicht überall Schranken. Man fordre nicht in allen möglichen Fällen die strengste Befolgung einer ganz regelmässigen Sittlichkeit. Man verlange nicht, daß die ruhige Vernunft sich immer ieder Äußerung von

Leidenschaft und Sinnlichkeit wider-
setze. Wenn nur hier Maas und Ziel
statt findet: wenn nur der iunge Mensch
seine Unschuld dabei behauptet, und sie
niemanden raubt; wenn er nur sein
Vermögen nicht vergeudet, sich nur
nicht durch Schulden ruinirt, sich nur
an keines Menschen Habe oder gutem
Namen vergreift, nur nicht die Unschuld
verdächtig macht, die Ehrlichkeit an-
schwärzt, des Verdienstes spottet: nur
keinen Menschen drückt und drängt,
sich nie zu Meutereien brauchen läßt,
keiner eigentlichen Verbrechen schuldig
macht: wenn er sich nur am Ende aus
dem Dienste der Leidenschaften, und
aus den Spielereien des iugendlichen
Leichtsinnns zur häuslichen Ordnung, oder
in das Gleis bestimmter Geschäfte vor
Gerichte, und zum Besten des Staats wie-
der zurückfindet, und dadurch beweist,
dafs er aus Mangel an Besonnenheit sonst
Dingen einen Werth beilegte, gegen wel-
che ihn nun die Erfahrung mit Ueber-
drufs und Verachtung erfüllt habe.

Es hat in ältern und in neuern Zeiten manchen großen verdienstvollen Mann gegeben, der in der Jugend ausschweifte, und sich demungeachtet im reifern Alter, wenn die Jugendhitze ausgebraust hatte, sehr vortheilhaft auszeichnete. Ich habe nicht nöthig jemanden mit Namen zu nennen. Ziehen Sie ihr eignes Gedächtniß zu Rathe. Ich mag die Verdienste eines braven und angesehenen Mannes auch nicht durch den Vorwurf des bedeutendsten Fehltritts verdunkeln. Wenn ich das wollte, dann könnte ich manchen wichtigen und geehrten Mann nennen, der in seiner Jugend die muthwilligsten Streiche machte, im höchsten Grade schwelgte, eine Menge Schulden hatte, verschwendete, ausschweifte: lauter Fehltritte, die in der Folge durch eine Menge glänzender Eigenschaften in den Hintergrund gerückt wurden, und sich, wenn man sonst Lust hätte, gar wohl mit der Jugend entschuldigen ließen.

(19) Nicht so M. Coelius, über dessen gutes Betragen ich, im Vertrauen

auf Ihre einsichtsvolle Beurtheilung, nun wohl mit etwas weniger Zurückhaltung sprechen zu dürfen glaube. Man wird ihm weder Schwelgerei, noch unmäßigen Aufwand, noch Schulden, noch selbst einen Hang zu unmäßigem Essen und Trinken zur Last legen können, da doch gerade diese Bauch- und Kehlenunarten mit den Jahren eher zu als abzunehmen pflegen. Am allerwenigsten hat er sich jemals die so genannten Galanterien der Liebe anfechten lassen, die ja ihre Reize so schnell und so frühzeitig verlieren, und deswegen einem Manne von gesetzten Jahren eben nicht viel Noth mehr zu machen pflegen. Sie haben seine eigene Rechtfertigung vernommen. Sie haben ihn in der Person des Klägers sprechen gehört, und Sie sind viel zu einsichtsvoll, als daß Ihnen (ich sage das nicht als sein Lobredner, sondern blos als Vertheidiger) die Zweckmäßigkeit seines Vortrags, sein Talent zur Beredsamkeit, und die ideenreiche Fülle seines Ausdrucks entgangen

seyn könnte. In diesen allen bemerkten Sie ohne Zweifel Spuren von Genie, welches freilich, als Geschenk der Natur, oft auch ohne hinzugekommene Ausbildung seine Wirkung thut. Wofern mich aber meine Zuneigung zu ihm nicht bestochen hat, so zeigte sich auch ein Grad von Verstand, der nur die Folge einer wissenschaftlichen Bildung, und einer angestregten unablässigen Thätigkeit seyn kann. Nun bedenken Sie, meine Richter, daß dergleichen Ausschweifungen, wie man sie dem Coelius zur Last legt, und wissenschaftliche Kenntnisse von der benannten Art in einem und demselben Menschen schwerlich beisammen seyn können. Ein Mensch, der den Wollüsten fröhnt, und in dessen Seele sich Leidenschaften, Bedürfnisse, Begierden und Gefühle, bald von lästigem Überfluß, bald von äuserster Dürftigkeit durchkreuzen, ein solcher Mensch ist schlechterdings weder die körperlichen noch die geistigen Erfordernisse der Beredsamkeit zu erfüllen

fähig. Meinen Sie nicht, daß hierinn der Grund zu suchen ist, warum sich in ältern und neuern Zeiten so äuserst wenige dem mühsamen Studium der Beredsamkeit unterzogen, die sich doch so reichlich belohnt, die so mannigfaltiges Interesse hat, und mit so angenehmen Genusse von Beifall, Begünstigung, und Ehre verbunden ist? Dann muß man aber auch auf alle Freuden der Sinnlichkeit Verzicht thun; man muß dem Spiele, dem Scherze, der Gesellschaft, und ähnlichen Quellen eines angenehmen Genusses entsagen: man muß sich beinahe von allem Antheile an freundschaftlicher Geselligkeit entwöhnen können. Diese Aufopferungen sind es, welche das Studium der Beredsamkeit verleiden. Es fehlt bis diesen Augenblick weder an fähigen Köpfen, noch an gehörigem Unterrichte dazu. Würde sich wohl der iunge Coelius, wenn er der liederliche Mensch gewesen wäre, zur gerichtlichen Anklage eines Consularen entschlossen haben? würde er, wenn er

die Arbeit scheute, und ein erklärter Wollüstling wäre, sich täglich auf diesem Kampfplatze herumtummeln? Feindschaften zuziehen? gerichtlich belangten? würde er sich der Gefahr verurtheilt zu werden, blos stellen, und vor den Augen des ganzen Publikums mehrere Monate lang für sein Leben, oder für seine Ehre fechten? So? sagt man; die bewufste Nachbarschaft liesse sich also gar nicht wittern? das Gerede der Stadt wäre also ganz grundlos? das Bad zu Bajae spräche also gar nicht? O ja, dieses Bad spricht nicht nur, es schreit laut: sehet da, ein Weib, so tief in Wollust versunken, daß es nicht nur keine Winkel und keine Finsterniß sucht, die seine Unthaten verbergen könnte, sondern auch noch ein Behagen darinnen findet, seine Unverschämtheiten am klaren hellen Tage, und unter den Augen zahlreicher Zuschauer zum Besten zu geben.

(20) Wer iungen Leuten schlechterdings iede Liebschaft zum Verbrechen

macht, der ist ohne Zweifel ein äuserst
 gewissenhafter Moralist: ich kann das
 nicht läugnen. Allein abgerechnet, daß
 eine solche Maxime sich sehr wenig
 mit dem Leichtsinne der heutigen Welt
 vertragen würde, so ist sie auch der
 Praxis und den Vergünstigungen unsrer
 Vorältern entgegen. Man nenne mir
 doch die Zeit, wo etwas ähnliches nicht
 geschehen wäre; wo man es gerügt und
 verboten, oder wo man von dieser Er-
 laubniß nie Gebrauch gemacht hätte. Ich
 will ietzt bloß über die Sache sprechen:
 ich will kein Frauenzimmer nennen: ich
 will mich auf gar nichts bestimmtes ein-
 lassen. Ich setze den Fall, ein unver-
 heirathetes Frauenzimmer eröffnete ihr
 Haus jedem lüsternen Liebhaber, richtete
 sich förmlich auf ihre Befriedigung ein,
 machte sich kein Bedenken, an Gesell-
 schaften der unbekanntesten Mannsper-
 sonen Theil zu nehmen: gesetzt, sie
 thäte das in der Stadt, in Gärten, in
 den besuchtesten Bädern von Bajae: sie
 kündigte sich nicht nur durch ihren

Gang, Anzug, Begleitung, sondern auch durch Umarmungen, durch Küssen, bei Parthien zu Wasser und zu Lande als eine Person an, die man für noch etwas frecher als eine Lustbüserin von gewöhnlichem Schlage halten müßte: Wenn nun ein iunger Mensch von ohngefähr bei einem solchen Frauenzimmer einmal einsprechen sollte, so frage ich Sie, Herennius, würden sie ihn für einen liederlichen Wollüstling, oder für einen Liebhaber halten? würden Sie glauben, daß er seine Unschuld mit aller Gewalt Preis gegeben, oder daß er blos die Absicht gehabt habe, eine ungestüme Forderung des Instinktes zu befriedigen?

Ich vergesse ietzt ihre Beleidigungen, Clodia. Ich vergesse die Kränkungen, die Sie mir verursacht haben, ich denke nicht mehr an das lieblose Betragen gegen meine Familie, dessen Sie sich während meiner Abwesenheit schuldig gemacht haben. Es soll Sie nichts von alle dem gelten, was ich gesagt habe.

Allein, weil doch unsere Ankläger behaupten, das Verbrechen sey durch Sie veranlaßt, und durch ihr eigenes Zeugniß bestätigt worden, so lege ich Ihnen folgende Frage vor: Gesetzt ein iunger Mensch hätte mit einer Weibsperson Bekanntschaft gehabt, wie ich sie kurz zuvor schilderte, und die also ganz das Gegentheil von dem wäre, was Sie sind: halten Sie eine solche Bekanntschaft für entehrend und verabscheuungswürdig? Wenn Sie nun, wie ich hoffe, kein Frauenzimmer von diesem Schlage sind, was will man dem Coelius noch zur Last legen? Glauben aber unsre Gegner, daß Sie wirklich ein solches Metier treiben, warum sollen wir vor einer Beschuldigung zittern, gegen welche Sie gleichgültig sind? Von Ihnen erwarten wir also den ganzen Plan unsrer Vertheidigung. Sind Sie ein honettes ehrliches Frauenzimmer, so ist klar, daß Coelius nichts ungebührliches vorgenommen hat. Sind Sie eine ehrlose Dirne, nun so ist für die Rechtfertigung des Coelius und

aller übrigen Freunde von Ihnen reichlich gesorgt.

(21) Ich habe meine Reise durch so manche Untiefen und Klippen der Beredsamkeit glücklich zurückgelegt, und werde nun in der Folge einen gebahntern Weg finden. Man spricht von zwei sehr wichtigen, und nur durch ein einziges Frauenzimmer veranlafsten Verbrechen. Coelius soll erstlich Gold bei der Clodia aufgenommen, und zweitens soll er Gift gekocht haben, um sie damit zu tödten. Das Gold, sagen die Kläger, liefs er sich in der Absicht geben, um die Slaven des Luceius damit zu bestechen, dafs Sie den Dio von Alexandrien, der damals bei Luceius wohnte, ermorden sollten: und es ist allerdings ein sehr grosses Verbrechen, einen Legaten meuchelmörderisch nach dem Leben zu stellen, und Slaven zu bestechen, dafs sie den Hausfreund ihres Herrn schlachten sollen: es ist ein schändliches Unternehmen, es ist ein Bubenstück vom ersten Range. Hier

frage ich jedoch zuvörderst: hat Coelius der Clodia gesagt, wozu er das Gold brauchen wolle; oder hat er ihr es nicht gesagt? Wenn er ihr nichts gesagt hat, warum gab sie es her? Wenn er es ihr aber sagte, so ist sie die Mitschuldige. Wie konnten Sie es von sich erlangen, Clodia, aus ihrem Schatze Gold herauszugeben, und ihrer Venus, der Schutzgöttin ihres Raubes, diese Kostbarkeiten zu entziehen? Wußten Sie, zu welcher Schandthat das Gold gebraucht werden sollte; wußten Sie, daß man Absicht hatte, einen Legaten zu tödten, und einem so braven rechtschaffnen Mann, wie Luceius, eine ihm ewig unvergeßliche Kränkung zu bereiten: wie konnte ihre tugendhafte Seele den Antheil an solch einem Bubenstücke ertragen? wie konnte ihr gunstvolles Haus das Handwerkszeug dazu liefern? wie ihre freundliche Venus die That unterstützen? — Das sahe Balbus wohl ein. Er sagte daher, die Clodia wäre getäuscht worden, und Coelius habe ihr

vorgespiegelt, er brauche Gold, um das Schauspiel zu decoriren. Wenn Coelius mit der Clodia so vertraut war, als Sie es in der Schilderung behaupten, die Sie von seiner liederlichen Lebensart machen, so sagte er ihr zuverlässig, wozu er das Gold haben wollte. War er aber so vertraut nicht: so gab sie ihm kein Gold. Hat also Coelius Ihnen, Sie unverschämte Frau, die Wahrheit gesagt, so wußten Sie seine Absicht, und gaben ihm das Gold dazu. Hatte er aber das Herz nicht, Ihnen die Wahrheit zu sagen, so gaben Sie ihm auch nichts.

(22) Wozu soll ich jetzt noch alle die unzähligen Rechtfertigungsgründe, die mir zu Gebote stehen, nahmhaft machen? Ich könnte sagen, die abscheuliche That widerspreche dem ganzen Charakter des Coelius, und es sey schlechterdings nicht zu glauben, daß ein so gescheuter vernünftiger Mann gegen fremde und unbekannte Slaven so wenig Mistrauen fassen, und ihnen die Ausführung einer solchen Schand-

that überlassen könne. Ich könnte mich einer sehr gewöhnlichen Rednermethode, von welcher ich auch sonst Gebrauch zu machen pflege, bedienen, und dem Kläger die Fragen zur Beantwortung vorlegen: wo denn Coelius mit den Luccejischen Slaven seine Abrede genommen habe? wie er dahin gekommen sey? ob er das alles in eigener Person bewerkstelligt habe, und wie er das habe wagen können? oder, wenn er iemand anders dazu brauchte, wer dieser iemand gewesen sey? Ich könnte alle die mannigfaltigen Verdachtsquellen weitläufig untersuchen, und es würde sich zeigen, daß Coelius weder Ursache, noch Gelegenheit, noch leichtes Spiel zu dieser That hatte, daß er nie Theil daran nahm, daß er weder zur Ausführung noch zur Verheimlichung des Verbrechens Hoffnung haben konnte. Es würde sich weder eine vernünftige Absicht, noch irgend eine Spur zu einer so ungeheuren Schandthat entdecken lassen. Das sind aber alles blose Kunstgriffe des Redners,

die man für vorbereitet halten, und nicht als Wirkung meines Talents, sondern höchstens als einen Beweis meiner auf Übung gegründeten Redneroutine schätzen würde. Ich übergehe sie daher der Kürze wegen gänzlich mit Stillschweigen.

Ich kann im Gegentheil einen Zeugen auftreten lassen, gegen dessen beeidete Aussage Sie, meine Richter, gewiß eben so wenig Mistrauen, als gegen Ihre eigene Gewissenhaftigkeit hegen werden. Dieser Zeuge ist der rechtschaffene ehrwürdige Luceius, dem eine Schandthat, wodurch Coelius seine Ehre und sein Glück zu untergraben die Absicht gehabt hätte, zuverlässig weder unmerkbar, noch gleichgültig würde gewesen seyn. Wie? Luceius, dieser gebildete Mann, dieser Freund und Kenner der Wissenschaften, hätte dem Wagestücke eines Menschen, den er wegen seiner wissenschaftlichen Bildung so sehr schätzte, gleichgültig zusehen können? Er, den es gewiß in hohem Grade em-

pören würde; irgend einen fremden Menschen gekränkt zu sehen, hätte ein kalter Zuschauer der Mishandlung seines Gastfreundes seyn können? er, dem der Vorfall, selbst bei der Überzeugung, daß unbekannte Personen ihn veranlaßt hätten, so nahe gieng, er hätte gleichgültig dabei bleiben können, wenn seine eignen Leute dabei im Spiele gewesen wären? er hätte eine in der Stadt und in seinem eigenen Hause verübte Schandthat seiner Aufmerksamkeit unwürdig halten können, da er sie, wäre sie irgendwo auf dem Lande, oder auf irgend einem öffentlichen Platze verübt worden, gewiß für sehr strafwürdig geachtet haben würde? Er, der bei der Lebensgefahr selbst des gemeinsten Tagelöhners nicht unempfindlich geblieben wäre, er, dieser gebildete Kenner der Wissenschaften, hätte es überflüssig finden können, von der Lebensgefahr eines der gebildetsten, und einsichtvollsten Männer Notiz zu nehmen? Doch warum halte ich Sie so lange auf, meine

Richter? Vernehmen Sie sein eidliches Angelöbnifs, vernehmen Sie mit möglichster Aufmerksamkeit seine ganze Zeugenaussage. — — Was erwarten Sie mehr? würde die Wahrheit selbst sich in andern Worten ausdrücken können? Nein! So vertheidigt nur die Unschuld: so spricht nur die unbefangene Thatsache, so nur die Wahrheit selbst. Hier ist ein Verbrecher, ohne den mindesten Verdacht: eine Klage ohne Beweis: ein Vorfall, ohne die geringste Spur von Verabredung, von Ort, von Zeit: man hat keine Zeugen: man nennt keine Theilnehmer: der ganze Unfug entwickelt sich aus der Mitte eines feindseligen, ehrlosen, rachgierigen, und verbuhlten Hauses. In dem Hause, wo die schändliche That verübt seyn soll, wohnt Rechtschaffenheit, Gefälligkeit, Gewissenhaftigkeit: aus diesem Hause wird Ihnen ein durch eidliche Angelobung verbürgtes Zeugniß abgelegt: und man streitet sich also bei der sonnenklarsten Sache von der Welt

noch um die Frage: ob ein leichtsinniges, freches und aufgebrachtes Weib ein Verbrechen erdichtet, oder ob ein gesetzter, gescheuter, und leidenschaftloser Mann in seinem Zeugnisse die Wahrheit gesagt habe.

(33) Ich komme auf die noch rückständige Beschuldigung des Giftkochens. Hier weiß ich weder wo ich anfangen, noch wo ich aufhören soll. Was mochte wohl Coelius für Ursachen haben, unsre Dame mit Gift zu vergeben? Etwa um das Gold nicht wiedergeben zu dürfen? Hat Sie es denn wieder verlangt? oder etwa um sich außer Verdacht zu setzen? Wer hat ihm denn etwas vorgeworfen? Wer würde nur eine Silbe davon erwähnt haben, wenn Coelius niemanden verklagt hätte? Sagte doch Herennius, wie Sie gehört haben, ausdrücklich, er würde dem Coelius mit keinem Worte beschwerlich gefallen seyn, wenn er nicht seinem Freunde, nachdem er den ersten Proceß gewonnen hatte, den zweiten gemacht hätte. Ist es wohl

glaublich, daß eine solche That ohne irgend eine Ursache verübt worden sey? Und Sie begreifen nicht, daß man ein ungeheures Verbrechen erdichtet, um einen dritten zum Urheber desselben machen zu können?

Ich frage: wem gab Coelius Auftrag? Wer waren seine Helfershelfer, seine Theilnehmer? seine Mitwisser? wer war es, dem er die Ausführung des Bubenstücks, dem er sich, und sein Wohl und Wehe so willig anvertraute? Etwa die Slaven der Clodia? So heißt es in der Anklage. Aber Coelius, den Sie, bei aller boshafteu Herabsetzung, doch wenigstens für einen Mann von Kopf gelten lassen, Coelius müßte doch im Kopfe verrückt gewesen seyn, wenn er fremde Slaven mit seinem ganzen Glücke hätte schalten und walten lassen! Und was für Slaven? Darauf kömmt gewaltig viel an. Slaven, von denen er wußte, daß sie nicht auf den gewöhnlichen Slavenfuß gesetzt sind, sondern mit ihrer Frau in einem ziemlich freien

und vertrauten Verhältnisse stehen, Wem ist das unbekannt, meine Richter? Oder wer weiß nicht, daß in einem Hause, wo die Hausfrau die verliebte Rolle spielt, wo Dinge vorgehn, die kein Mensch erfahren darf, wo geschwelgt, und gebuhlt wird, wo die unerhörtesten Laster und Schandthaten verübt werden, wer weiß es nicht, sage ich, daß da die Slaven keine Slaven sind, weil man sie zu allem braucht, weil sie bei allem mit Hand anlegen, an allen Freuden des Hauses Theil nehmen, um alle Geheimnisse wissen, und von allen Arten der Schwelgerei und des Aufwandes einen beträchtlichen Genuß haben? Wufste das etwa Coelius nicht? War er mit der Dame so vertraut, wie Sie behaupten, so wufste er auch, wie die Slaven mit ihrer Hausfrau stehen. War aber seine Bekanntschaft mit der Clodia nicht so innig, wie sie von Ihnen geschildert wird; wie konnte er da die Slaven so genau kennen?

(24) Was hat es ferner mit dem Gifte für eine Bewandnifs gehabt? Bei wem ist es gesucht? wie zubereitet? wie, und wem, und wo ist es übergeben worden? Die Ankläger sagen, Coelius habe das Gift bei sich im Hause gehabt, und an einem in die Intrigue mit verflochtenen Slaven erst probirt: und der Slave sey plötzlich daran gestorben. Unsterbliche Götter! warum verzeihet ihr zuweilen dem verruchtesten Bösewicht? oder warum straft ihr den Verbrecher nicht auf der Stelle! Ach! ich habe eine Scene erlebt, deren Anblick mich mit Empfindungen des bittersten Schmerzes, wie ich ihn in meinem Leben nie gefühlt habe, erfüllte! Q. Metellus wurde dem Vaterlande aus dem Schoose gerissen. Metellus glaubte sich für Rom geboren, und ach! drei Tage hatte er in der Curie, auf dem Forum, am Ruder des Staats gewirkt, als er am vierten in der Blüte seines Alters, gesund und bei vollen Kräften, zum Leidwesen aller rechtschaffnen Patrioten, und des ganzen Staats

auf die schändlichste Weise hinweggerafft wurde. Sterbend, und schon grösstentheils aller seiner Sinnen und Empfindungen beraubt, widmete er den letzten Rest seiner Besinnungskraft dem Andenken der Republik. Ich vergoß Thränen; da sahe er mich an, und weissagte mir mit gebrochener sterbender Stimme den Sturm, der dem Staate drohe. Er schlug zu wiederholten malen an die Wand, die ihn mit Q. Catulus eingeschlossen hatte: nannte den Catulus, und mich, und die Republik einmal über das andere. Nicht also sein nahes Ende, nein! nur der Gedanke schmerzte ihn, daß sein Vaterland, und ich selbst seiner wohlthätigen Unterstützung beraubt werden sollte. Wäre er, der schon als Consul vor der ganzen Senatsversammlung erklärte, daß er seinen Neffen, der sich damals nur die Idee zu seinem tollen Plane merken liefs, mit eigener Hand erwürgen wolle, wäre dieser Mann nicht so schnell das Opfer der schwärzesten Bosheit geworden, wie kräftig

würde er als Consular der ausbrechenden Wuth dieses Aufrührers Widerstand geleistet haben! Und unser Frauenzimmer kann noch das Herz haben, aus dem Hause dieses Mannes heraus von geschwinden Wirkungen des Giftes zu sprechen? Ist ihr nicht bange dafür, daß aus diesem Hause eine verrätherische Stimme erschalle? Grauet ihr nicht vor dem Zeugnisse der Wände? Wird sie nicht bei dem Gedanken an jene unglückliche blutige Nacht Schrecken und Schauder befallen? *)

*) Ich kann mich nicht enthalten, am Ende dieser merkwürdigen Stelle nur mit einem leisen Winke an die Kunst zu erinnern, womit Cicero die Vermuthung darstellt, daß Metellus wohl an dem Gifte gestorben sey, den ihm seine eigne Gattin, die Clodia, beibrachte. Bei einer solchen Darstellung, wo die zarteste Berührung des bedenklichsten Gegenstandes sich wie das offenste Geständniß ausnimmt, und dieses offene Geständniß doch wieder nicht tiefer greift, als die leiseste Berührung, wäre es Jammer und Schade, wenn irgend ein Leser ohne genauere Bemerkung ihres Gehaltes zum folgenden fortheilte.

Doch ich kehre zum Gegenstande der Anklage wieder zurück. Ach schon hat die Wehmuth, mit welcher ich von dem vortreflichen und verdienstvollen Metellus sprach, meine Stimme geschwächt: der Schmerz hat sich schon meiner ganzen Seele bemächtigt. — —

(25) Bei wem das Gift geholet, und wie es zubereitet worden sey, darüber verliert man kein Wort. Es heist, man habe es dem P. Licinius, einem Bekannten vom Coelius, einem guten unbescholtenen jungen Menschen gegeben: Hierauf sey mit den Slaven die Verabredung getroffen worden, sie sollten sich in dem Senischen Bade einfinden: da würde Licinius auch hinkommen, und ihnen die Büchse mit dem Gifte einhändigen. Hier frage ich zuvörderst, warum mußte das Gift gerade dahin getragen werden? warum kamen die Slaven nicht zum Coelius ins Haus? Wenn Coelius mit der Clodia so bekannt und vertraut war, was konnte es für Verdacht erregen, wenn sich ein

Sclave von ihr beim Coelius sehen liefs? Waren sie aber ietzt gespannt, hatte die alte Vertraulichkeit aufgehört, war es vielleicht förmlich zum Bruche mit ihnen gekommen: nun ja, da haben wir's: daher rühren offenbar alle die Schandthaten, die begangen worden seyn sollen. Mit nichten, antwortet mir Kläger. Die Sache verhielt sich vielmehr so: Nachdem nemlich die Slaven ihrer Frau berichtet hatten, was Coelius Böses gethan hatte, so war diese Dame so gescheut, und gab ihren Leutchen Ordre, sie sollten dem Coelius zu allem möglichen Hoffnung machen. Damit man aber des Giftes, so bald es Licinius abgeben würde, um desto sicherer habhaft werden möge, so nahm sie mit einigen ihrer Freunde die Abrede, das sie sich an einen bestimmten Platz im Senischen Bade verstecken, und wenn Licinius mit dem Gifte angekommen seyn würde, plötzlich hervorspringen, und den Burschen fest halten sollten.

(26) Allein, meine Richter, diese ganze Geschichte läßt sich sehr leicht widerlegen. Warum hatte Clodia gerade das Senische Bad gewählt? Ich begreife nicht, wie da Menschen in Togen gekleidet unbemerkt bleiben können. In den Vorzimmern des Bades konnten sie sich nicht verstecken; hätten sie tiefer ins Innere des Gebäudes gehen wollen, so würde das in Schuhen und Kleidern große Schwierigkeiten gehabt haben. Vielleicht wären sie nicht einmal eingelassen worden: es müßte denn seyn, daß die gnädige Frau sich bei Gelegenheit des Badepfennigs mit dem Bademeister verstanden hätte.

Ich war sehr begierig zu hören, wie die ehrbaren Herren heißen würden, welche die Ertappung des Giftes bezeugen sollen. Denn bis ietzt hat man noch keinen Menschen genannt. Indessen müssen es meines Erachtens wohl lauter Ehrenmänner seyn, da sie nicht nur mit einem solchen Frauenzimmer genau bekannt sind, sondern auch die

Gesandtschaft ins Bad übernommen haben; eine Gefälligkeit, welche die Dame, trotz ihres allgewaltigen Einflusses, nur von ehr- und tugendbelobten Mannspersonen erwarten konnte. Doch die Ehrwürdigkeit ist es nicht allein, wodurch sich diese Zeugen empfehlen. Lassen Sie sich von ihrer Bravour und von ihrer Dienstpflicht erzählen. Sie haben sich ins Bad versteckt: das heißt doch Zeugen! dann sind sie mit Ungestüm hervorgesprungen: wie männlich, wie gesetzt! So giebt man wenigstens vor. Licinius kam, nahm die Büchse zur Hand, und war im Begriff sie auszuhändigen, hatte sie aber noch nicht abzugeben, als diese ehrwürdigen namenlosen Zeugen, blitzschnell herausfahren: Licinius, der schon die Hand zur Überreichung der Büchse ausgestreckt hatte, zog wieder zurück, und ergriff, als er die Herrn mit so schnellem Ungestüm herbeistürzen sahe, augenblicklich die Flucht.

(27) O Wahrheit, wie mächtig bist du, daß du gegen der Menschen Klugheit, List, Bemühen, und gegen ihre verstecktesten Kunstgriffe keiner andern Schutzwehr, als dich selbst, nöthig hast! Diese ganze Comödie, deren geübte Verfasserin schon mehrere dergleichen Stücke geliefert hat, wie planlos ist sie, wie so ganz ohne Grenze und Bestimmung! Eine so zahlreiche Mannschaft (denn viele müssen ihrer gewesen seyn, um des Licinius desto sicherer habhaft zu werden, und die Zeugenaussage desto glaubwürdiger zu machen) warum liefs sie den Licinius entwischen? Konnte nicht Licinius, indem er sich mit der Büchse zurückzog, eben so gut ergriffen werden, als wenn er nicht zurückgezogen hätte? die ganze Mannschaft war ja in der Absicht dorthin postirt, um den Licinius zu ergreifen, und fest zu halten, er mochte nun das Gift noch bei sich in der Tasche, oder abgegeben haben. Das war der Dame ihr ganzer Plan: das war das Geschäft ihrer Abgesandten.

Warum sollen diese nun so absichtslos, und ehe es noch Zeit dazu war, hervorgesprungen seyn? das begreife ich nicht. Man hatte ihnen ja dieses Geschäfte aufgetragen, sie waren ja dazu an den Platz gestellt, das sie das Gift, nebst der ganzen meuchelmörderischen Intrigue unfehlbar erwischen sollten. Konnten sie zu einer gelegnern Zeit hervorspringen, als da Licinius eben ankam, da er die Giftbüchse noch in der Hand hielt? Wären sie erst nach der Übergabe des Gifts an die Slaven, aus dem Bade herausgefahren, hätten sie ihn dann erst ergriffen, dann würde er vielleicht alles geschworen haben, das er diese Büchse nicht abgegeben hätte. Womit hätten sie ihn überführen wollen? Etwa sagen, sie hätten es gesehn? Dann waren sie vors erste in Gefahr, sich als die Urheber des ganzen Bubenstücks zu verrathen; und zweitens, hätten sie sich dadurch angemaaft etwas gesehen zu haben, was sie an der Stelle, wo sie hinpostirt waren, unmöglich sehen

konnten. Sie sprangen also wirklich zu rechter Zeit aus dem Hinterhalte hervor, als Licinius da stand, seine Büchse hervorholte, die Hand ausstreckte, und das Gift überreichte. So endet kein regelmäsiges Drama: so entwickeln sich Harlekinsposen; will sich das Ende nicht von selbst finden, so entwischt einer unter den Händen: Die Musik beginnt und der Vorhang fällt. Ich frage, warum hat die belobte Weiber-Kompagnie den betroffenen, stockenden, und Mine zur Flucht machenden Licinius entzwischen lassen? warum hat sie ihn nicht fest gehalten? Warum hat sie nicht sein eigenes Geständniß, die Augen so vieler Zuschauer, und das schreiende Zeugniß der Ertappung zur Bestärkung ihrer Anklage zu benutzen gesucht? getraute sich etwa die zahlreiche, handfeste und kecke Mannschaft nicht, eines schwachen und erschrocknen jungen Burschen Herr zu werden?

(28.) Das ist nun die Geschichte, ohne Plan, ohne Gründe, ohne Zusammenhang. Daher hat man, anstatt Beweise, oder Verdachtsquellen, oder bündige Thatsachen anzuführen, alles auf Zeugenaussagen angelegt. Diese Zeugen, Richter, erwarte ich nicht nur sehr ruhig und getrost: sondern ich hoffe sogar, daß mir ihre Erscheinung Vergnügen machen wird. Ich freue mich schon in voraus, in ihnen die netten iungen Lieblinge einer beneidenswürdigen und vornehmen Dame, aber auch Helden zu erblicken, die von ihrer großen Befehlshaberin zum Auflauern und Attaquiren ins Bad commandirt wurden. Ich werde mich von Ihnen belehren lassen, wie und wohin sie sich verkrochen hatten? Ob es eine Badewanne, oder ein troianisches Pferd war, was so viel unüberwindliche Helden eines Weiber - Militairs tragen und decken konnte? Sie sollen mir die Frage beantworten, warum eine Mannschaft

von dieser Anzahl und von diesem Gehalte, gegenwärtigen einzigen und so wehrlosen Lüngling weder auf der Stelle fest gehalten, noch auf der Flucht eingeholt habe. Ich wette, auf diese Fragen bleiben sie mir beim Verhöre die Antwort schuldig, so witzig und fein sie auch in Gesellschaften, so beredt sie auch zuweilen beim Weinglase seyn mögen. Aber freilich das Forum und ein gedeckter Tisch, Gerichtsbänke und Sopha's; der Anblick einer Richterversammlung, und der Anblick von Schmaus-Kameraden, das Sonnenlicht und Stubenerleuchtung, das sind alles sehr verschiedene Dinge. Von alle den Galanerien und Zierereien dieser Herrn wird dann, wenn sie als Zeugen erscheinen, schlechterdings nicht weiter die Rede seyn. Wenn sie meinem Rathe folgen wollen, so lernen sie lieber eine andere Rolle, suchen sich auf einem andern Wege gefällig zu machen, zeichnen sich durch ein anderes Talent aus.

Mögen sie doch unsere Dame mit Galanterien unterhalten, mit ihrer Börse das Regiment führen, ihr am Arme hängen, oder zu Füßen liegen, oder hinter dem Stuhle stehen: Nur lassen sie ja den Kopf und die Ehre eines unschuldigen Menschen unangetastet.

(29) Allein, jene Slaven wurden doch mit Genehmigung der ganzen vornehmen Familie freigelassen. — Gut! da haben wir doch wenigstens einmal einen Fall, daß unsre Dame etwas mit Zuziehung und nach dem Willen ihrer braven Anverwandten gethan hat. Was soll aber diese Freilassung gegen uns beweisen, die gewiß keinen andern Zweck haben konnte, als entweder den Coelius zu einem Verbrecher zu stemeln, oder die gerichtliche Untersuchung zu ersparen, oder den Slaven für ihre Verschwiegenheit und treuen Dienste ein Präsent zu machen. Aber die Verwandten haben diese Freilassung

doch veranlaßt! Warum das nicht, da Clodia bei der Eröffnung des Vorgangs versicherte, sie habe das alles nicht etwa von andern Leuten erfahren, sondern sie sey selbst Augenzeugin gewesen. Und darf es uns da noch wundern, daß die erlogene Giftbüchse zu einer sehr unsaubern Stadtgeschichte Anlaß gegeben hat? Sie errathen schon, meine Richter, was ich damit sagen, oder vielmehr, was ich nicht sagen will. Wenigstens hat Coelius an der ganzen Sache keinen Antheil. Was konnte der auch für ein Interesse dabei haben? Wahrscheinlich war es der Einfall irgend eines jungen Herrn, der dabei mehr seinen Witz, als seine Sittsamkeit beurkundete. Ist die Sache erdichtet, so ist es bei aller Unsauberkeit, doch eine geistreiche Lüge, die das Publikum gewiß nicht so gläubig nachgesprochen haben würde, wenn es nicht überzeugt wäre, daß auf dieses Frauenzimmer auch das ärgste Pasquill passen könne.

Ich habe meinen Vortrag geendigt, Richter. Sie sehen, wie wichtig die Sache ist, die man Ihnen zur Entscheidung übergeben hat. Die Plotische Verordnung ist die Norm ihres Urtheils. Diese Verordnung hat die Sicherheit der römischen Maiestätsrechte, der gesammten Staatsverfassung, und aller Bürger zum Zwecke. Q. Catulus brachte sie bei Gelegenheit eines bewaffneten Bürgeraufstandes, der beinahe den Ruin der ganzen Staatsmaschine nach sich gezogen hätte, in Vorschlag. Sie löschte die noch rauchenden Überreste der Verschwörung, deren loddernde Flamme mein Consulat niedergedrückt hatte. Und jetzt hat man sie gewählt, nicht etwa um den iungen Coelius wegen Versündigungen an der Republik zu bestrafen, sondern um die getäuschten Erwartungen eines wollüstigen und verbuhlten Weibes an ihm zu rächen.

(30) Man beruft sich unter andern auch auf die Verurtheilung des Camurtus und Esernus. Soll ich das Dummheit, oder Unverschämtheit nennen? Wie kann man die Dreistigkeit haben, in Sachen der Clodia, diese Personen namhaft zu machen? und das Andenken an eine Schandthat zu erneuern, die, wenn sie gleich noch nicht ganz vergessen ist, doch wenigstens die Zeit aus den Augen gerückt hat? Worinne bestand denn das Verbrechen, das diesen Herrn die Verurtheilung zuzog? Darinne bestand es, daß die Wollüstlinge einen gewissen Vettius mishandelten, und dadurch die Gerechtsame unsrer gegenwärtigen Dame kränkten. Um also den Namen Vettius nennen, und diese alte Afranische Schandposse wieder aufwärmen zu können, deswegen wurde der Proceß mit Camurtus und Esernus wieder in Andenken gebracht? mit Verbrechen, die, wenn auch die Plotische Verordnung auf sie nicht gepaßt hätte, aus ieder andern Verordnung ohne Gnade

verurtheilt werden mußten. Warum wird aber M. Coelius hier verklagt? er, dem weder ein in diese Untersuchung passendes Verbrechen, noch sonst eine Ungebührlichkeit zur Last gelegt wird, die Sie, wo nicht nach Maasgabe des gegenwärtigen Gesetzes, doch wenigstens Amtswegen bestrafen müßten. In frühern Jahren beschäftigte sich Coelius mit Erlernung aller der Wissenschaften, worinne wir gewöhnlich in der Absicht unterrichtet werden, um vor Gericht und in öffentlichen Staatsämtern, mit Ansprüchen auf Ehre und Achtung wirken zu können. Er genoß die Zuneigung von Personen höhern Alters, denen er an Thätigkeit und ernster Selbstständigkeit ähnlich zu werden sich bestrebte. Sein ganzes Betragen, wodurch er sich unter Personen seines Alters auszeichnete, war von der Art, daß er dadurch den Entschluß ankündigte, dieselbe Laufbahn zu verfolgen, auf welcher die edelsten Römer ihren Ruhm fanden, Kaum hatte er ein ge-

setzteres Alter erreicht, als er den Proconsul Q. Pompeius, dieses Muster von Sittsamkeit und Gefälligkeit, nach Africa begleitete, wo er nicht nur väterliche Güter und Besitzungen hatte, sondern auch Gelegenheit zur Übung in Provinzialgeschäften bekam, welche unsere Vorfahren iungen Männern von diesem Alter wohlbedächtig zur Pflicht gemacht haben. Von da ging er mit großer Zufriedenheit des Pompeius, deren Ausdruck Sie in seinem Zeugnisse finden werden, wieder zurück. Einer alten Sitte zufolge, und nach dem Beispiele mehrerer iungen Römer, welche in der Folge wichtige und ehrenvolle Rollen im Staate spielten, wünschte er nun seinen Mitbürgern in Rom in einem bedeutenden Klagegeschäfte einen Beweis seiner Thätigkeit zu geben. (31) Schade das ihn seine Ruhmbegierde gerade dahin spornte! Doch ich komme mit diesem Bedauern zu spät. Genug, er verklagte den C. Antonius,

— 93 —

meinen Collegen, der so unglücklich war, daß er, ohne von seinem wirklichen Verdienste um die Republik nur den mindesten Vortheil zu ziehen, für die bloße Idee zu einem schlechten Plane büßen mußte. Von ietzt an ließ sich Coelius von keinem seines Alters übertreffen, und genoß sowohl vor Gerichte und in allen Angelegenheiten seiner Clienten, als auch bei seinen übrigen Verbindungen das ausgezeichnete Vertrauen. Seine angestrengte Thätigkeit erwarb ihm Vortheile, welche nur dem Wachsamem, dem Nüchternen, und Fleisigen zu Theil werden können. Ietzt (ich bin im Vertrauen auf Ihre Güte und Einsicht ganz offenherzig) ietzt kam der junge Mann durch die neue Bekanntschaft mit Clodia, durch die unglückliche Nachbarschaft, und durch ungewöhnliche Theilnahme an manchen Vergnügungen, (wozu der Hang bisweilen um so viel heftiger zu werden pflegt, je mehr ihr Genuß in frühern Jahren

eingeschränkt und verhindert worden ist) mit seinem guten Rufe ein wenig ins Gedränge. Indessen fand er sich aus dieser Lebensart, oder vielmehr aus dem Gerede der Leute, welches iene weit ärger machte als sie in der That war, völlig wieder heraus, und der entehrende Verdacht iener Bekanntschaft kann ihn um so weniger treffen, da er ia gegenwärtig damit beschäftigt ist, sich vor der Galle dieser rachgierigen Frau in Sicherheit zu setzen. Um nun den bösen Leumund über Ausschweifungen und Unthätigkeit vollends ganz niederzuschlagen, entschloß er sich zu einem Schritte, womit ich, Gott weiß es, nicht zufrieden war, und den ich ihm oft gerade zu widerrieth. Allein er that ihn: er klagte meinen Freund Atratinus des Ambitus gerichtlich an: Man sprach den Beklagten los: Coelius wiederholt seine Anklage: läßt sich niemanden davon abbringen, und wird heftiger, als mir lieb seyn konnte. Von einer Ent-

schliessung aus Grundsätzen kann freilich nicht die Rede seyn: die ist der Jugend ihre Sache nicht. Es war jugendliche Hitze: Begierde zu siegen: aufbrausende Ruhmsucht: lauter Bestrebungen, die bei Personen von unsern Jahren weit weniger lebhaft seyn müssen, die aber bei dem Jünglinge die Früchte weissagen, welche in Zukunft von seiner Thätigkeit zu hoffen sind. Jünglinge von grossen Anlagen haben in ihrem Laufe nach Ruhm und Ehre immer mehr des Zaums, als des Sporns vonnöthen. Die üppigen Triebe, welche der Überfluß ihrer Kraft hervorstößt, müssen ihnen weit öfter beschnitten, als durch Zusatz von Nahrung unterhalten werden. Sollte daher jemand die Härte und Unbiegsamkeit, wodurch sich Coelius Feindschaften machte und unterhielt, zu ausschweifend finden: sollte jemanden die Kostbarkeit seines Purpurs, seine Clienten-Begleitung, seine Pracht, sein Putz aufgefal-

len seyn: so kann man versichern, daß sich das alles ietzt mit den Jahren hinlänglich gelegt habe.

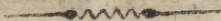
(32) Erhalten Sie, Richter, erhalten Sie dem Staate einen Bürger, der als Kenner der Wissenschaften, als Patriot, und als Mensch gleich schätzbar ist. Darf ich mir schmeicheln, daß die Republik mit mir zufrieden seyn kann, so gebe ich ihr, und Ihnen das Wort, daß Coelius nie andere Gesinnungen, als die meinigen sind, hegen werde. Dafür stehe ich theils wegen meines genauen Verhältnisses mit ihm; theils aber auch deswegen, weil er sich selbst unter den härtesten Aufopferungen zu diesem Betragen verpflichtet hat. Wer einen Consularen um deswillen öffentlich anklagt, weil er ihn für einen Staatsverbrecher hält, der kann unmöglich die Rolle eines rebellischen Bürgers selbst spielen. Wer einen wegen Bestechung verklagt, und sich dessen

gerichtliche Lossprechung nicht abhalten läßt, dieselbe Klage zu wiederholen, der kann es unmöglich wagen ienes Verbrechen jemals selbst zu begehen. Diese zwei Anklagen können der Republik auf der einen Seite Besorgnisse wegen Coelius ersparen, und auf der andern zu Beweisen seiner Gesinnungen dienen. Nur vor wenig Tagen, Richter, ist Sext. Clodius losgesprochen worden, der sich Ihnen zwei Tage hindurch als Beförderer, und gewissermasen auch als Anführer einer Verschwörung zeigte; Tempel, die Archive des Census und des Staats mit eigener Hand in Brand steckte; ein Mensch ohne Vermögen, ohne Kredit, ohne Aussichten, ohne Eigenthum, der sich durch Zunge und Hände und durch seine ganze Lebensart geschändet hat, der das Denkmal des Catulus zerstört, mein Haus zertrümmert, meines Bruders Haus in Brand gesteckt, im Palatium und vor den Augen der ganzen Bürgerschaft Sclaven zu Mord und Brand aufgewie-

gelt hat. Richter, ich bitte, ich beschwöre Sie, lassen Sie nicht geschehen, daß in der Stadt, wo dieser Sext. Claudius durch den Einfluß eines Weibes losgesprochen wurde, Coelius der Rache desselben Weibes zum Opfer werde, Lassen Sie den Fall nicht Statt finden, daß dieses Weib in Verbindung des Menschen, der ihr Bruder und Beischläfer zugleich ist, einen der schändlichsten Räuber gerettet, und einen der unbescholtensten Jünglinge ins Verderben gestürzt habe. Lassen Sie der Jugend Gerechtigkeit wiederfahren: aber würdigen Sie auch Ihrer Rücksicht einen unglücklichen alten Vater, der diesen seinen einzigen Sohn als die Stütze, als den Trost seines Alters betrachtet, und vor dessen Schicksale zittert. Mit Vertrauen auf Ihre Barmherzigkeit, mit Unterwerfung unter Ihre Gewalt, liegt er, Ihrer gefühlvollen Herzen sich tröstend, zu ihren Füßen. O lassen Sie sich den Gedanken an Ihre eignen Väter, lassen Sie sich das Gefühl Ihrer

Vaterzärtlichkeit zu seiner Begnadigung stimmen, und zeigen Sie an einem fremden Unglücklichen, daß kindliche Liebe, und väterliche Nachsicht Ihrem Herzen noch nicht fremd geworden sind. Hier, Richter, ist ein Greis, der sich an der Hand der Natur seinem Grabe nähert. O! bringen Sie ihn nicht früher dahin, als es die Natur bestimmt hat. Hier ist ein Lüngling in seiner vollen Blüthe; eine starke kraftvolle Pflanze; O! schützen Sie sie vor dem jählingen Sturme, der sie zu verderben drohet. Erhalten Sie einem Vater seinen Sohn: und einem Sohne seinen Vater: und ersparen Sie sich den Vorwurf, hier einen am Rande des Grabes stehenden Greis trostlos verstoßen, und dort einen hoffnungsvollen Lüngling nicht nur nicht unterstützt, sondern auch unterdrückt zu haben. Werden Sie ihn sich, seiner Familie, und der Republik wieder schenken, dann wird er sich Ihnen und

Ihren Kindern zur treuesten Ergebenheit verpflichtet achten, und Sie werden von seiner ganzen Kraft und Thätigkeit auf immer die reichsten Früchte genießen.



II.

Über das höchste Gut, und das
höchste Übel.

Erstes Buch.

Darstellung des Epicurischen Systems.

Ich habe mir's vorgestellt, Brutus, daß man meine Versuche, Ideen der scharfsinnigsten und einsichtsvollsten Philosophen Griechenlands in lateinischer Sprache darzustellen, in mancherlei Hinsicht tadelhaft finden würde. Es giebt Leute, die sonst ganz gute Kenntnisse besitzen, aber dem Philosophiren überhaupt nicht hold sind. Andere finden es allenfalls nicht übel, so nebenbei einige Notiz von Philosophie zu nehmen; allein einer großen Anstrengung, eines hohen Grades von Enthusiasmus halten sie sie nicht werth. Liebhaber der griechischen Literatur, denen die lateinische gleichgültig ist, werden philosophische Untersuchungen lieber in

der griechischen Sprache lesen wollen; und ich dürfte es auch wohl noch erleben, daß man mir ein ganz anderes Fach anrathen, und meine gegenwärtige Liebhaberei, ohne sie gerade für schlecht zu erklären, doch wenigstens unter der Würde meiner Person und meiner Verhältnisse finden wird. Ich halte für nöthig, diesen Tadlern in aller Kürze meine Meinung zu sagen. Iene erklärten Feinde alles philosophischen Wissens, haben ihre Abfertigung bereits in der Abhandlung erhalten, worinne ich die Philosophie gegen Hortensius in Schutz nehme, und ihre Verdienste ins Licht setze. Der Beifall, womit diese Schrift von Ihnen, und mehrern Kennern aufgenommen wurde, und die Furcht vor dem Vorwurfe, daß ich dadurch wissenschaftliche Erwartungen erregt habe, ohne sie befriedigen zu können, veranlaßte mich, mehrere Arbeiten dieser Art zu unternehmen.

Die Freunde eines eingeschränktern und gemäßigtern Studiums der Philoso-

phie thun eine sehr strenge Forderung, wenn sie verlangen, daß man einem Gegenstande, dessen einmal gekostete Reize so unwiderstehlich sind, nur mit halber Seele ergeben seyn solle. Ich finde es beinahe noch billiger, einem die Philosophie ganz zu widerrathen, als dem Genusse ihrer unerschöpflichen Schätze Schranken setzen, und beim Studium einer Wissenschaft, deren Wichtigkeit durch ihren Umfang so sehr erhöht wird, kalte Mittelmäßigkeit empfehlen zu wollen. Wenn wir wirklich im Stande sind, zur Weisheit zu gelangen, so müssen wir uns nicht nur in ihren Besitz, sondern auch in ihren vollen Genuß zu setzen suchen. Ge- setzt aber auch, es wäre das mit großen Schwierigkeiten verbunden, so dürfen wir deswegen in unserm Streben nach Wahrheit doch nicht eher nachlassen, als bis wir endlich den Fund gethan haben, und es würde uns gewiß wenig Ehre bringen, des Suchens nach einem Gegenstande von unschätzbarem Werthe jemals müde

zu werden. Macht uns die Schriftstellerei Vergnügen; warum will man uns dieses Vergnügen misgönnen? Kostet sie uns Anstrengung: wer hat ein Recht dazu, dem Fleiße des andern die Grenzen zu bestimmen? Wenn Chremes beim Terenz seinem neuen Nachbar

*das Graben und das Pflügen und
das Buckeln*

widerräth, so ist das von ihm nichts weniger als unmanierlich. Er will ihm ja damit nicht die Lust zum arbeiten, sondern nur den Geschmack an niedriger Slavenarbeit verleiden. Wenn es aber gewissen Herrn nicht recht ist, daß ich mich mit Dingen abgebe, die mir Vergnügen machen, so finde ich dieses Bekümmern um meinen Geschmack sehr überflüssig.

(2) Ungleich schwerer lassen sich alle dieienigen bedeuten, die sich als Verächter der lateinischen Sprache ankündigen. Das Betragen dieser Herrn befremdet mich in der That. Warum ekelt ihnen, wenn von sehr wichtigen

Dingen die Rede ist, vor ihrer Muttersprache? Sie lesen ja doch wörtlich aus dem Griechischen übersetzte lateinische Theaterstücke so gerne. Der Römer muß seinem Vaterlande herzlich gram seyn, der die Medea vom Ennius oder die Antiopa vom Pacuvius in den Winkel werfen, und nur die Euripideischen Stücke desselben Inhalts für vortreflich halten, hingegen es widerwärtig finden kann, die Synepheben und die Andria von Menander in der Sprache eines Cäcilius und Terentius zu lesen. Ich bin hierinnen ganz verschiedener Meinung. Die Electra vom Sophokles ist gewifs ein Meisterstück. Aber ich lese die weit schlechtere Übersetzung des Attilius doch auch. Licinius titulirt ihn *ferreus scriptor*, und er mag wohl Recht haben: aber er ist doch Scribent; man soll ihn lesen. Unbekanntschaft mit unsern Dichtern verräth immer entweder die kälteste Stumpfsinnigkeit, oder den eigensinnigsten Ekel. Ich wenigstens traue einem Menschen, dem unsere

Literatur fremd ist, nie viel wissenschaftliche Bildung zu. Ich lese mein *Utinamne in nemore etc.* so gern, als im Griechischen nimmermehr. Und warum sollen nun Platonische Untersuchungen über menschliche Glückseligkeit, in lateinischer Sprache vorgetragen, ungenießbar seyn? Wenn ich keine wörtliche Übersetzung liefere, sondern die Ideen meines Schriftstellers in eigenem Geschmacke behandle, und in meiner Sprache darstelle, warum soll dann das griechische Produkt vorzüglicher, als eine lateinische, weder schlecht geschriebene, noch auch blos aus dem griechischen übersetzte Darstellung, seyn? Sagt man, bei den Griechen sey das alles schon hinlänglich abgehandelt, so würde hieraus folgen, daß man selbst von diesen Griechen weit weniger zu lesen brauchte, als es in der That geschieht. Wer hat die Stoische Philosophie vollständiger vorgetragen, als Chrysippus? Aber wir lesen doch auch den Diogenes, Mne-

sarchus, Panætius, und unter mehreren andern vorzüglich unsern Freund Posidonius. Liest man den Theophrast deswegen weniger gern, weil er Gegenstände behandelt, worüber sich vor ihm schon Aristoteles erklärt hatte? Oder haben die Epicuräer etwa aufgehört, über Dinge, die schon Epicur und noch ältere Philosophen vorgetragen hatten, in ihrer eignen Manier zu sprechen? Wenn nun Griechen ihre Landsleute lesen, warum sollen wir Römer die unsrigen nicht auch lesen? (3) Und wenn ich nun auch den Plato oder Aristoteles so übersetzen wollte, wie unsere Dichter griechische Dramen übersetzt haben, und auf diese Art meine Landsleute mit diesen großen Geistern näher bekannt machte, wäre denn das etwa ein schlechter Dienst, den ich ihnen geleistet hätte? Bis jetzt habe ich das freilich noch nicht gethan; ich glaube aber es ist mir nicht verwehrt, daß ich es noch thue. Ich werde zuweilen gewisse auserlesene Stellen, meistens aus obenbenannten

Schriftstellern, wo sie in meinen iedemaligen Plan passen, übersetzen, so wie Ennius aus dem Homer, und Afranius aus dem Menander zu übersetzen pflegt. Ich fürchte mich dabei vor keiner Klasse von Lesern, wie Lucil. Möchte doch der gelehrte Persius, oder was mir noch lieber wäre, ein Scipio und Rutilius noch leben! Weil sich Lucil vor der Kritik dieser Ehrenmänner fürchtete, so erklärt er in seiner gewöhnlichen drolligen Manier: er habe seine Schriften eigentlich nur für Tarentiner, Consentiner und Sicilianer bestimmt. Inzwischen standen auch die Leser, für deren Geschmack Lucilius arbeitete, damals noch auf keiner hohen Stufe wissenschaftlicher Bildung, und seine Schriften waren überhaupt von der leichtern Gattung, worinne man zwar viel angenehmen Witz, aber desto weniger Spuren von gründlichen Kenntnissen antrifft. Wie könnte mir vor irgend einem Leser bange seyn, da ich das Herz habe, meine Schriften einem

Brutus zu überreichen, der es als Philosoph gewiß mit jedem Griechen aufzunehmen im Stande ist. Doch ich bin ja eigentlich zu dieser Überreichung von Ihnen selbst durch das höchst angenehme Geschenk aufgefordert worden, das Sie mir mit Ihrer Abhandlung über die Tugend gemacht haben.

Der Grund zu dem Widerwillen, den gewisse Personen gegen die lateinische Sprache hegen, mag vielleicht darinne liegen, daß sie gerade über Schriften geriethen, die aus schlechten griechischen Originalen, noch schlechter und unlesbarer übersetzt waren. In diesem Falle kann ich ihnen den Ekel freilich nicht verdenken: nur müssen sie schlechte Bücher deswegen nicht vorziehen wollen, weil sie griechisch geschrieben sind. Wenn in einem Buche nützliche Dinge in einer reinen, edlen, und geglätteten Sprache vorgetragen sind, wer wollte sich weigern, ein solches Buch zu lesen? Es müßte denn einer, wie Albucius, die Grille besitzen,

für nichts anders als gerade für einen Griechen gelten zu wollen. Lucil hat die Scene, wie ihn Scævola in Athen griechisch anredete, recht artig, und mit vielem Witze geschildert. Scævola sagt da sehr treffend

*Græcum te, Albuci, quam Roma-
num, atque Sabinum,*

*Municipem Pontii, Tritanni, centu-
rionum,*

*Præclarorum hominum, ac primo-
rum, signiferumque,*

*Maluisti dici. Græce ergo prætor
Athenis,*

*Id quod maluisti, te, cum ad me
accedis, saluto:*

*Xc̄īpe, inquam, Tite: lictores, tur-
ma omnis, cohorsque*

*Xc̄īpe, Tite, hinc hostis mi Albucius,
hinc inimicus.*

Mucius hatte dazu Fug und Recht. In-
dessen begreife ich meines Orts doch
immer noch nicht, woher der sonder-
bare Widerwille gegen unsre vaterlän-
dische Literatur rühren mag. Es ist

hier der Ort nicht, den Docenten zu machen; aber ich bin überzeugt, und habe es oft gesagt, daß die lateinische Sprache nicht nur nicht ærmer, als die griechische, sondern auch noch weit reicher ist. Ich will mich ausnehmen; allein hat es wohl ie einem unsrer guten Dichter oder Redner, in einer Epoche, wo sie vorzügliche Muster benutzen konnten, an Fülle oder an Reizen des Ausdrucks gefehlt?

(4) Was mich betrifft, so glaube ich bisher am Ruder des Staats, und in den Angelegenheiten meiner Freunde, hinlänglich gezeigt zu haben, daß ich dem Posten, worauf mich die Republik gestellt hatte, nie untreu geworden bin: und es ist nun Pflicht für mich, meine Kräfte, und meine möglichste Thätigkeit auch dahin zu verwenden, daß meine Mitbürger an höhern wissenschaftlichen Einsichten gewinnen. Ich werde mich nicht länger mit den Liebhabern griechischer Lectüre entzweien. Man lese nur wirklich griechisch und sage der

Welt keine Lüge. Ich werde nicht nur den Liebhabern beider Sprachen, sondern auch denen nützlich zu werden suchen, die in Fächern arbeiten, wo sie weder griechische noch lateinische Gelehrsamkeit nöthig zu haben glauben.

Wer von mir eine andere Gattung von Schriftstellerei als die gegenwärtige wünscht, der muß auch billig seyn. Ich habe bisher schon mehr geschrieben, als irgend ein anderer meines Gleichen, werde auch vielleicht, wenn ich das Leben habe, noch mehr schreiben. Allein, wer meine philosophischen Schriften mit gehörigem Bedachte zu lesen gewohnt ist, wird gewiß gefunden haben, daß sie in Vergleichung mit den übrigen bei weiten die interessanteste Lectüre gewähren. Was kann dem Menschen wichtiger seyn, als die Aufschlüsse, welche ihm die Philosophie giebt? was wichtiger, als die in gegenwärtigen Abhandlungen enthaltene Beantwortung der Fragen: welches ist die Norm unsrer Glückseligkeit, und unsers

moralischen Verhaltens? was heißt uns die Natur als das höchste Gut begehren, was als das höchste Übel verabscheuen? Da über diese Fragen selbst die einsichtsvollsten Gelehrten sich nicht vereinigen können, wer sollte eine Untersuchung, welche die Bestimmung des höchsten Princips menschlicher Glückseligkeit zum Zwecke hat, unter der Würde meiner Person finden? Wenn ein Scævola und Manilius, zwei unsrer vornehmsten Staatsbürger, Worte darüber wechseln, ob das Kind einer Sclavin zum Niesbrauche ihrer Herrschaft gehöre; wenn ein Brutus es der Mühe werth hält, dieser Meinung zu widersprechen, weil der Gegenstand intrikat ist, und seine Bestimmung für den Bürger von Nutzen seyn kann: wenn wir diese und ähnliche Streitschriften gern lesen, und noch in Zukunft lesen werden: sollte wohl eine Schrift, welche die ganze Summe menschlicher Lebensweisheit zum Gegenstande hat, unsere Verachtung verdienen? Ich gebe zu, daß Untersuchun-

gen der erstern Art für den größern Haufen mehr Interesse haben. Allein desto fruchtbarer an wichtigen Ideen sind doch gewiß die der letztern. Doch davon mag der Leser selbst urtheilen. Ich habe folgende Abhandlungen, welche eine vollständige Untersuchung über den Begriff des höchsten Gutes und Bösen enthalten werden, die Einrichtung gegeben, daß ich nicht nur meine eigene Meinung darüber vortrage, sondern mich auch über alle hieher gehörige Grundsätze der übrigen philosophischen Partheien verbreite.

(5) Um mit dem leichtesten den Anfang zu machen, theile ich zuvörderst die allgemeinbekannte Vorstellungsart Epicurs mit. Sie werden finden, daß ich sie mit einem Grade von Gewissenhaftigkeit dargestellt habe, welcher selbst den Vertheidigern dieses Systems nicht eigen ist. Denn ich habe bloß die Absicht, der Wahrheit auf die Spur zu kommen, nicht aber, irgend einen Gegner für mich zu gewinnen.

Den Anlaß zu dieser Untersuchung gab ein Besuch, den mir einmal L. Torquatus, einer unsrer Gelehrten vom ersten Range, und Triarius, ein iunger Mann von eben so solider Denkungsart als trefflichen Kenntnissen, auf meinem Landgute bei Cumæ machte. Ersterer nahm damals das Epicurische System über das Wohlgefühl in Schutz, und ich spielte den Gegner. Anfangs wurde eins und das andere über allerlei wissenschaftliche Gegenstände gesprochen: Hierauf eröffnete Torquatus die Unterredung folgendermaßen:

Torq. Da man endlich einmal das Glück hat, Sie geschäftlos zu finden, so wünschte ich wohl von Ihnen zu vernehmen, warum Sie mit dem Epicur, wenn Sie ihm auch, wie seine meisten Gegner, nicht geradezu gram sind, doch wenigstens nicht zufrieden seyn können. Ich glaube, er ist der einzige, der den Punkt getroffen, dem menschlichen Herzen sehr beträchtliche Verirrungen erspart, und alle die Erwartungen erfüllt

hat, die man sich von einer Anweisung zu einem glückseligen und tugendhaften Leben machen kann: und der Grund des Misfallens, wovon Sie und Freund Triarius gegen ihn eingenommen sind, liegt daher meines Erachtens vielleicht bloß darinne, daß er von jenen Reizen des Vortrags keinen Gebrauch gemacht hat, welche man an einem Plato, Aristoteles, oder Theophrast zu bewundern gewohnt ist. Denn daß Sie seine Grundsätze falsch finden sollten, kann ich mir doch schlechterdings nicht vorstellen.

Ich. Schlecht getroffen, lieber Torquat. Ich nehme an dem Vortrage dieses Philosophen nichts weniger als Anstoß. Er drückt das, was er sagen will, in einer biindigen Form und mit hinlänglicher Deutlichkeit aus. Freilich werde ich es an einem Philosophen nicht tadeln, wenn er Beredsamkeit anbringt: aber ich bestehe gerade nicht darauf, wenn sie ihm fehlen sollte. Epicur thut mir, in den allermeisten Fällen, in

Rücksicht der Sachen keine Gnüge. Indessen so viel Köpfe, so viel Sinne. Ich kann mich irren.

Torq. Und warum keine Gnüge? Ich halte Sie für einen competenten Richter. Wenn Sie ihn nur richtig verstehen —

Ich. Wenn Sie nicht glauben, daß Phädrus oder Zeno, an denen ich wenigstens strenge Gewissenhaftigkeit, aber auch weiter nichts, rühmen kann, mich belogen haben, so ist mir Epicurs System hinlänglich bekannt. Ich habe beide Philosophen in Gesellschaft meines Freundes Atticus fleißig gehört. Letzterer schätzte sie beide: den Phädrus fand er sogar liebenswürdig. Wir theilten uns einander täglich mit, was wir da gehört hatten. Aber dann war nie von der Deutlichkeit der vorgetragenen Ideen, sondern immer nur von ihrer Richtigkeit die Frage.

Torq. Nun, ich wäre begierig zu hören, was Sie auszusetzen hätten.

(6) *Ich.* Zuvörderst ist Epicur im physikalischen, worauf er sich am mei-

sten zu Gute thut, nichts mehr und nichts weniger als Nachbeter. Er folgt, wenige Veränderungen ausgenommen, dem Democrit, macht aber meines Erachtens, wo er ändert, die Sache nicht besser, sondern schlimmer. Democrit läßt seine untheilbaren Körper, die er Atomen nennt, in dem unendlichen leeren Raume, worinne kein Unten und kein Oben, keine Mitte und kein Ende statt findet, sich dergestalt bewegen, daß sie an einander stoßen, und dann hängen bleiben. Auf diese Art, meint er, sey alles entstanden, was existirt, und vor unsern Augen liegt; jene Bewegung selbst aber müsse ohne Anfang und als ewig gedacht werden. So lange Epicur seinem Democrit folgt, strauchelt er fast nie. Beide behaupten mancherlei Dinge, mit denen ich nicht zufrieden seyn kann; aber einen Punkt muß ich vorzüglich misbilligen. Bekanntermassen giebt die Betrachtung der Natur zu den beiden Fragen Anlaß: was ist der Stoff;

aus welchem die existirenden Dinge gebildet sind, und, was ist die bildende Kraft selbst? Nun erklären sich zwar beide Philosophen über die erste Frage, allein die zweite übergehen sie gänzlich mit Stillschweigen. Das ist ein gemeinschaftlicher Fehler von beiden. Folgende Irrthümer sind dem Epicur allein eigen. Er läßt jene untheilbaren dichten Körper kraft ihrer eigenthümlichen Schwere sich in senkrechter Richtung nach unten zu bewegen, weil das die natürliche Bewegung aller festen Körper sey. Da nun aber aus einer solchen senkrechten Bewegung folgen würde, daß kein Atom den andern berühren könnte, so ist er listig genug, sich mit einer Finte zu helfen. Der Atom, sagt er, weicht immer von seiner geraden Richtung ein ganz klein wenig ab, so ergreifen und verbinden sich die Atome mit einander, und so wird denn die Welt sammt allen ihren Theilen, und was in ihr ist, gebildet. Abgerechnet, daß diese ganze Vorstellungsart

nichts als eine kindische Fratze ist, so erreicht Epicur damit nicht einmal seine Absicht. Denn fürs erste ist jene Abweichung ganz willkürlich angenommen. Er sagt ausdrücklich, sie erfolge ohne Ursache: da sich doch ieder Physiker der Behauptung schämen sollte, daß irgend etwas in der Welt ohne Ursache geschehe. Sodann führt er schlechterdings keinen Grund an, warum er seinen Atomen die senkrechte Richtung nicht gestattet, die er doch selbst für die allen schweren Körpern eigenthümliche ausgiebt. Und auch sogar damit verfehlt er seinen Entzweck. Denn wenn alle Atomen abweichen, so wird in Ewigkeit keiner den andern berühren. Sollen das aber nur einige thun, während sich die andern kraft ihrer Schwere senkrecht bewegen; so heißt das erstlich so viel, als die Atomen nach der senkrechten oder schiefen Richtung commandiren wollen, und zweitens wäre es auch unmöglich, daß aus einer solchen bunt durch ein-

ander kreuzenden Bewegung, das schöne Verhältniß des Weltgebäudes entstanden seyn könnte: ein Umstand der selbst den Democrit verlegen machte. Schon das kleidet keinen Physiker, daß er sich ein Wenig denkt, was an Wenigkeit seines Gleichen nicht weiter haben soll. Hätte er, anstatt dem Polyænus das Studium der Geometrie zu verleiden, lieber selbst Unterricht darinne bei ihm genommen, so würde er diese Blößen nicht gegeben haben. Democrit hält die Sonne für sehr groß: das macht, er hatte gelehrte Kenntnisse, und war vorzüglich in der Geometrie vollkommen zu Hause. Epicur traut ihr höchstens 2 Fufs zu: denn er hält sie für so groß, als sie uns gewöhnlich erscheint, vielleicht auch für ein wenig größer, oder kleiner. Auf diese Art verdirbt er die Sache, wo er ändert: und was er als seine Meinung vorträgt, ist alles vom Democrit. Die Atomen, der leere Raum, die sogenannten Idole, von deren Zuströmen zum Auge nicht allein unser

Sehen, sondern auch das Denken abhängen soll, die Unendlichkeit, oder eure *ἀπειρα*, dann die unzähligen Welten, die täglich entstehen und wieder vergehen sollen; Alles das ist aus Democrit. Ich glaube von Allen nichts; Aber da doch Democrit eine Menge gläubiger Verehrer hat, so wünschte ich denn doch, daß auch Epicur, zumal da er Alles aus ihm nahm, weniger verächtlich von ihm gesprochen hätte.

(7) Im zweiten Theile der Philosophie, welcher Begriffs-Entwicklung und Berichtigung zum Zwecke hat, und auch Logik genannt wird, zeigt sich Epicur meines Erachtens auf seiner schwächsten Seite. Er weiß nichts von Definitionen. Er sagt kein Wort über Absonderung und Eintheilung: er zeigt nie, wie ein Schluß richtig gebildet, nie, wie in einem Satze das Verfängliche gelöset, oder eine Zweideutigkeit berichtigt werden muß. Unsere Urtheilskraft liegt, seiner Meinung nach, in den fünf Sinnen. Sobald diesen einmal

etwas falsches als wahr erscheine, so sey auch iene Urtheilskraft verloren.

In Rücksicht auf Bestimmung eines höchsten Principis menschlicher Lebensweisheit und Sitlichkeit, welche der dritte Theil der Philosophie zum Gegenstande hat, fehlt es ihm durchgängig an edlen und des menschlichen Geistes würdigen Grundsätzen. Wohlgefühl und Schmerzgefühl, diese zwei Äußerungen der begehrenden und verabscheuenden Natur, wie er sie nennt, sind die vorzüglichsten Grundlagen seines Moralsystems. Auf sie führt er alles menschliche Thun und Lassen zurück. Ich weiß, daß diese Idee vom Aristippus herrührt, und an den Cyrenaischen Philosophen weit geschicktere und ausführlichere Vertheidiger gefunden hat: allein ich kenne demungeachtet nichts, was des Menschen weniger würdig wäre. Ich glaube, die Natur hat uns zu edlern Zwecken gebildet. Ich kann mich irren; aber wenn ein Torquatus seinem Feinde die Halskette abnahm, oder sich bei

Veseris mit den Lateinern schlug, so bin ich vollkommen überzeugt, daß dieser große Consul weder in dem einen noch dem andern Falle den Genuß eines körperlichen Wohlgefühls zum Zwecke hatte. Wenn er seinem Sohne den Kopf abschlagen liefs, und dem Bewusstseyn seiner erhabenen Amtspflicht gemäß gehandelt zu haben, das natürliche Gefühl der Vaterliebe aufopferte, beraubte er sich da so mancher angenehmen Empfindungen nicht selbst? Titus Torquatus, Mitconsul von Cn. Octavius, wie grausam behandelte er seinen Sohn, den er vom D. Silanus hatte adoptiren lassen! Die Macedonischen Gesandten klagen ihn an, und überführen ihn einer Bestechung, deren er sich in der Provinz als Prätor schuldig gemacht habe. Der Vater hört seine Rechtfertigung, giebt ihm hierauf den Bescheid, er habe mit seiner Amtsführung seinen Vorältern schlechte Ehre gemacht, und untersagt ihm in Zukunft wieder vor seine Augen zu kommen. Hatte ietzt Torquatus

wohl die Absicht, sich angenehme Empfindungen zu machen? Doch hiervon genug. Der brave Mann wird keine Gefahren, keine Mühseligkeiten, keinen Schmerz scheuen, wenn er dadurch seinem Vaterlande oder seiner Familie nützlich werden kann: er wird eher Verzicht auf den Genuß alles Vergnügens thun, wird lieber alle Arten von Schmerzgefühl dulden, als sich zur Pflichtvergessenheit entschließen. Es giebt indessen noch andere Gesichtspunkte, die vielleicht den Anschein einer mindern Wichtigkeit haben, aber doch nichts destoweniger meinen Satz beweisen. Was haben Sie, oder Triarius für ein Wohlgefühl dabei, wenn Sie Sprachen, Geschichte, Philosophie studiren, wenn sie einen Dichter lesen, oder eine erstaunliche Menge Verse auswendig wissen? Sagen Sie ja nicht, diese Dinge machen mir an sich selbst Vergnügen. Das würde auch auf die Torquate passen. Nein, diesen Sinn gab sich Epicur nie: und sie, Triarius,

oder irgend ein anderer gescheuter und in benannten Wissenschaften unterrichteter Mann würden es in ienem Falle gewifs auch nicht thun. Man hört oft fragen, warum es so viel Epicuräer gebe. Es liessen sich mancherlei Ursachen von dieser Erscheinung angeben. Allein, was die gröfsere Menge für diese Parthei einnimmt, ist hauptsächlich die Vorstellung, als behaupte Epicur, dafs das Gute und Edle ienes Wohlgefühl durch sich selbst gewähre. Die ehrlichen Leute bedenken nicht, dafs wenn das wirklich der Fall wäre, sein ganzes Moralsystem scheitern würde. Denn wenn er zugeben wollte, dafs das Gute um sein selbst willen, und ohne die Aussicht auf ein körperliches Wohlgefühl, angenehm sey, so würde daraus folgen, dafs man auch Tugend und Wissenschaft blos um ihrer selbst willen schätzen müsse: was er doch offenbar nicht will. Das ist es, was ich an Epicur zu tadeln habe. Übrigens wünschte ich, dafs er entweder selbst mehr gelehrte Kenntnisse besessen,

oder andern die Liebe dazu nicht verleidet haben möchte. Wie ich sehe, sind Sie vielleicht der einzige, der sie sich nicht verleiden liefs.

(8) *Triar.* (lächelnd) Viel fehlt nicht, so hätten Sie dem Epicur sein Plätzchen in der Philosophen-Zunft so ziemlich genommen. Sie verstehen überall, was er sagen will: das ist ohngefähr das einzige, worauf er sich noch etwas einbilden kann. Im physikalischen ist er nichts als Nachbeter, und auch dann sagt er Dinge, mit denen Sie nicht zufrieden seyn können. Wo er ändert, macht er die Sache nur schlimmer. Von Dialektik hat er gar keine Kenntnisse. Wenn er die *Voluptas* zum höchsten Gute macht, so soll das erstlich an sich nicht wahr seyn; und dann war die Idee nicht einmal sein: Aristipp hatte sie schon vor ihm und besser. Endlich, sagen Sie, war er ein Mensch ohne alle gelehrte Bildung.

Ich. Aber, lieber Triarius, es ist doch schlechterdings unmöglich, daß

man von jemanden den Gegner machen kann, ohne zu sagen, was einem an seinen Behauptungen misfällt. Was könnte mich hindern, ein Epicuräer zu seyn, wenn ich Epicurs Grundsätze billigte? Es ist ja so kinderleicht, diese Weisheit in den Kopf zu bringen. Wenn sich also Personen, die verschiedener Meinung sind, einander tadeln, so ist ihnen das auf keine Weise zum Verbrechen zu machen. Nur Beleidigungen, Bitterkeiten, leidenschaftliche Zänkerey, und unvernünftige Rechthaberei sind meines Erachtens zweier Philosophen unwürdig.

Torq. Da haben Sie vollkommen Recht. Ohne gegenseitigen Tadel läßt sich eine philosophische Untersuchung eben so wenig denken, als sie in einem leidenschaftlichen oder rechthaberischen Tone Nutzen haben würde. Indessen wünschte ich doch, Ihnen, mit Ihrer Erlaubniß, meine Gedanken mittheilen zu dürfen.

Ich. Können Sie wohl glauben, daß ich mich zu meinen bisherigen Äußerungen entschlossen haben würde, wenn mir die Mittheilung Ihrer Gedanken nicht höchst willkommen wäre?

Torq. Soll ich das ganze System Epicurs vornehmen, oder meine Untersuchung nur auf die jetzt streitige Bestimmung seines Wohlgefühls einschränken?

Ich. Machen Sie das ganz, wie Sie wollen.

Torq. Nun gut, so will ich das letztere wählen, was auch das wichtigste ist. Über die physikalischen Punkte ein andermal. Dann werde ich Ihnen theils zeigen, was es mit jener Atomenabweichung und Sonnengröße für eine Bewandniß habe, theils aber auch die Gründe rechtfertigen, aus welchen Epicur sich gegen manche Irrthümer des Demokrit erklärte, und ihn in mehreren Stellen berichtigte. Jetzt werde ich vom Epicurischen Wohlgefühl sprechen. Neues werde ich Ihnen freilich nichts

sagen, aber doch hoffentlich lauter Dinge, die Ihren Beifall haben werden.

Ich. Wenigstens werden Sie an mir keinen eigensinnigen Gegner finden. Beweisen Sie mir, was Sie sagen, so werde ich Ihnen sehr gern beipflichten.

Torq. Beweisen werde ich. Nur halten Sie Wort, und seyn Sie billig. Auch wünschte ich, nicht die dialogische Form wählen zu müssen; sondern in ununterbrochenem Zusammenhange fortzusprechen zu können.

Ich. Wie Ihnen das beliebt.

(9) *Torq.* So will ich denn vor allen Dingen die Methode des Mannes befolgen, mit dessen Ideen wir uns jetzt beschäftigen, und, nicht um Sie zu unterrichten, sondern um meinem Vortrage sein bestimmtes Gleis anzuweisen, den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung, und dessen Beschaffenheit nachhaft machen. Was ist das höchste Gut? Dies ist die Frage. Alle Philosophen sind einverstanden, daß damit ein Gut angedeutet werden müsse, dem alles

übrige untergeordnet sey. Epicur nennt es das *Wohlgefühl*. Das höchste Gut, sagt er, ist das Wohlgefühl: das höchste Übel, der Schmerz. Beides entwickelt er folgendermaßen. Jedes lebendige Geschöpf, sagt Epicur, strebt, gleich mit seinem Eintritte in die Welt, nach angenehmen Gefühlen, und freut sich derselben, als seines höchsten Gutes; Den Schmerz hingegen flieht es, als das höchste Übel, und sucht ihn, so viel möglich, von sich zu entfernen. Beides geschieht zu einer Zeit, wo das Geschöpf noch ganz unverdorben ist, und die Natur zu ihren Äußerungen freies Spiel hat. Es bedarf also zur Beantwortung der Frage, warum soll man nach Wohlgefühl streben, und den Schmerz fliehen, schlechterdings keiner philosophischen Entwicklung, sondern es ist das so gut Sache der sinnlichen Empfindungen, als die Erfahrung, daß das Feuer brennt, der Schnee weiß, und der Honig süß ist. Bei keinem von diesen Sätzen hat man einen förmlichen wissen-

schaftlichen Beweis nöthig, sondern es ist hinlänglich, jemanden aufmerksam darauf zu machen. Denn, sagt Epicur, zwischen einem Beweise in schulgerechter Form, und einer blofs auf Erfahrung sich gründenden Bemerkung, ist ein grofser Unterchied. Mit erstern hat man die Absicht, verborgene Wahrheiten zu entwickeln. Mit der letztern will man nur das Urtheil über eine bereits bekannte und deutliche Wahrheit veranlassen. Weil nun der Mensch ohne die Sinne nichts ist, so muß nothwendig die Natur über das, was ihr angenehm oder unangenehm ist, selbst gehört werden. Ist es aber nicht Wohlgefühl und Schmerzgefühl, wodurch sie entweder ihr Streben nach Etwas, oder ihren Abscheu gegen dasselbe ankündigt?

Gewisse Philosophen von unserer Parthei, die sich gern als feinere Denker auszeichnen möchten, behaupten, es sey nicht genug, dafs man sich das Gute und Böse nur nach dem sinnlichen

Gefühle bestimme, sondern es lasse sich auch durch reine Vernunftgründe beweisen, daß Wohlgefühl um sein selbst willen ein Gegenstand unsers Begehrens, und Schmerz um sein selbst willen ein Gegenstand unsers Abscheues sey. Iene begehrende und diese verabscheuende Empfindung sey von der Natur selbst in unsere Seele gepflanzt. Andere rathen uns, weil doch eine Menge Philosophen aus mancherlei Gründen weder das Wohlgefühl in die Klasse der Güter, noch den Schmerz in die Klasse der Übel gesetzt wissen wollen, die Sache ia nicht etwa auf die leichte Achsel zu nehmen, sondern vielmehr den ganzen Streit über Wohlgefühl und Schmerz auf dem Wege einer wohl geordneten und mit auserwählten Beweisgründen gehörig unterstützten Untersuchung aufs Reine zu bringen; und dieser Meinung bin ich auch.

(10) Damit Ihnen nun aber einleuchte, woher die ganze Grille, die Voluptas verdächtig zu machen, und

den Schmerz in Schutz zu nehmen, entstanden sey, so will ich Ihnen darüber aus dem Munde des Mannes Auskunft geben, der zuerst Wahrheit sahe, und uns den Plan zur Glückseligkeit am richtigsten entwarf. Kein Mensch nemlich hasset, oder fliehet angenehme Empfindungen deswegen, weil sie angenehm sind, sondern weil sie für dieienigen, welche keinen vernünftigen Gebrauch davon zu machen verstehen, schmerzhaftige Folgen haben. Kein Mensch schätzt schmerzhaftige Gefühle, oder überläßt sich ihnen, oder wünscht sie sich gar, um deswillen, weil sie schmerzhaft sind, sondern weil Fälle möglich sind, wo er sich durch Erduldung derselben eine große Summe von angenehmen Empfindungen verdienen kann. Ich will mich eines ganz gemeinen Beispiels bedienen. Wer wird sich wohl zu einer ermüdenden Bewegung seines Körpers entschließen, die ihm nicht die mindeste Aussicht auf irgend einen Vortheil giebt? Wenn ein Mensch

sich angenehme Gefühle wünscht, die ihm nie schädlich werden können, oder einen Schmerz, der nie angenehme Folgen für ihn haben kann, von sich zu entfernen sucht, können wir ihn in beiden Fällen billiger Weise tadeln? Desto gerechter ist nun aber unser Abscheu gegen alle dieienigen, welche sich entweder dem Genusse gegenwärtiger Lustgefühle dergestalt überlassen, daß sie schlechterdings unfähig werden, an ihre traurigen und schmerzhaften Folgen zu denken, oder, was eben so fehlerhaft ist, aus Geisteserschaffung, das heißt, aus Furcht vor Anstrengung und Schmerz, ihren Pflichten untreu werden. Die nöthigen Einschränkungen lassen sich hier sehr leicht machen. Es giebt Fälle, wo man freie Wahl hat, und durch nichts gehindert wird, seinem Lieblingsgeschmacke zu folgen. In solchen Fällen thut man wohl, wenn man sich lauter angenehme Gefühle zu verschaffen, und ieder Art des Schmerzes auszuweichen sucht. Oftmals werden

wir aber auch in Verhältnisse kommen, wo es entweder unsre Pflicht, oder die Nothwendigkeit erfordert, daß wir angenehmen Gefühlen entsagen, und uns schmerzhaften Empfindungen unterwerfen. Der Weise wird diese Fälle so zu benutzen wissen: Er wird gewisse angenehme Empfindungen aufopfern, um sich den Genuß noch angenehmer zu sichern: Er wird manche schmerzhaftige Gefühle dulden, um sich anderer noch empfindlicherer zu entledigen.

Ich fürchte nicht, daß es mir schwer fallen werde, diese Grundsätze auf das Benehmen der Torquate anzuwenden, die Sie vorhin erwähnt haben. So freundschaftlich und schmeichelhaft für mich auch die Äußerungen waren, mit welchen Sie von diesen Ahnherrn meiner Familie sprachen, so wenig ist es Ihnen doch gelungen, mich damit zu bestechen, und mir die Lust zum Widerspruch zu benehmen. Wie deuten Sie das Betragen dieser Helden? Wenn sie einen gewaffneten Feind überfielen, wenn sie

sich gegenihre Kinder, gegen ihr eignes Fleisch und Blut erklärten, glauben Sie wohl, daß das mit einem Grade von Wuth, und Grausamkeit geschahe, der sie aller Rücksichten auf einen nützlichen Entzweck unfähig machte? Kein wildes Thier tobt und wüthet so zwecklos, daß wir nicht im Stande wären, für dieses Toben und Wüthen irgend einen Grund aufzufinden. Und Sie glauben, daß jene vortrefflichen Menschen ohne alle Ursache so handeln konnten? Ich werde mich über diese Ursache sogleich erklären. Bis dahin aber behaupte ich, wenn sie zu ihrer unstreitig großen und edlen Handlungsweise irgend eine Ursache hatten, so war es doch nicht der innere Werth des Großen und Edlen selbst, der sie so zu handeln bestimmte. Torquat zog seinem Feinde die Halskette ab: — zuverlässig war er dabei auf seiner Hut, daß er nicht selbst den kürzern ziehen möchte. Er setzte sich einer großen Gefahr aus: Ia! und das — im Angesichte seines ganzen Heeres. Was

wurde ihm dafür Bewunderung und Liebe, zwei Dinge, deren Besitz ihm den mächtigsten Schutz gegen alle Gefahren seines Lebens gewähren konnte. Torquat ließ seinem Sohne den Kopf abschlagen. That er das ohne Ursache, so schäme ich mich, aus der Familie eines so abscheulichen Wütrichs zu stammen. Hatte er aber die Absicht, durch dieses Beispiel von Aufopferung die Wirksamkeit der militairischen Mannszucht zu verstärken, und seine Soldaten während eines so schweren Kriegs durch ein auffallendes Beispiel von Strenge in Furcht und Ordnung zu halten, so sorgte er damit für das Beste seiner Mitbürger, dessen Zusammenhang mit seinem eigenen Wohl er schwerlich verkennen konnte. Diese Ansicht des Gegenstandes hat noch weitere Folgen. Denn wenn man, der oben empfohlenen Maxime zu Folge, gewissen angenehmen Gefühlen entsagen kann, um sich dadurch noch angenehmere zu verschaffen, oder sich schmerz-

hafte Empfindungen gefallen läßt, um noch schmerzhaftern dadurch zu entgehen: dann ist es um die ganze bekannte Prunk-Idee des Stoischen Systems geschehen, und dann verfehlen auch Sie Ihre Absicht, indem Sie sich aus Vorliebe für das Alterthum auf gewisse berühmte Helden der Vorzeit berufen, die, ohne die mindeste Rücksicht auf eigenes Interesse, sondern blos aus Enthusiasmus für das Gute, groß und edel gehandelt haben sollen. Doch ich verspare mein weiteres Urtheil über glänzende Thaten berühmter Männer, bis dahin, wo ich vom Zusammenhange aller Tugenden mit dem Wohlgeföhle zu sprechen besondere Veranlassung nehmen werde.

(11) Jetzt will ich mich über den Begriff, und die Beschaffenheit des Epicurischen Wohlgeföhls umständlicher erklären. Die falschen Vorstellungen, die man sich aus Unwissenheit davon gemacht hat, werden dann gewiß wegfällen, und man wird einsehen, daß

das System, von welchem man glaubt, daß es Sinnlichkeit, Wollust, und Weichlichkeit predige, ein sehr edles, nüchternes, und ernsthaftes System sey.

Was wir Wohlgefühl nennen, besteht keinesweges nur in solchen angenehmen Empfindungen, die sich in dem physischen Theile unsers Wesens äußern, und durch die Sinne erzeugt werden. Nein! Wohlgefühl findet nach unsern Begriffen blos in dem Zustande der gänzlichen Schmerzlosigkeit statt. Denn weil wir uns, wenn wir keinen Schmerz haben, darüber freuen, daß wir aller lästigen Gefühle entbunden sind, jede Freude aber ein Wohlgefühl, so wie jede lästige Empfindung, Schmerz ist, so folgt hieraus, daß Wohlgefühl nichts anders als der Zustand der Schmerzlosigkeit seyn kann. Und so wie uns die durch Essen und Trinken bewerkstelligte Befreiung von der Quaal des Hungers und Durstes angenehme Empfindungen verursacht, eben so hat auch die Entledigung

von Schmerzen jedesmal Wohlgefühl zur Folge. Aus diesem Grunde misfiel es dem Epicur auch, daß gewisse Philosophen zwischen dem Schmerze und dem Wohlgeföhle noch eine Mittel-Empfindung annahmen, weil seiner Meinung nach selbst dieser Mittelzustand, wenn er schmerzlos ist, doch kein anderer als der Zustand des Wohlgeföhls, und zwar des höchsten Wohlgeföhls seyn kann. Denn wer sich seines jedesmaligen Zustandes deutlich bewußt ist, der muß entweder angenehme oder schmerzhaftige Empfindungen haben. Gänzliche Schmerzlosigkeit aber gilt dem Epicur für das höchste Wohlgefühl, welches zwar in seinen Gattungen verschieden, aber nie eines höhern Grades fähig seyn kann.

Mein Vater, der sich über die Stoiker immer mit viel feinem Witze lustig zu machen pflegte, erzählte mir einmal von einer Statue des Chrysippus, die in Athen auf dem Ceramicus stünde, und diesen Philosophen sitzend, mit

ausgestreckter Hand, vorstellte. Durch diese Hand werde angedeutet, daß Chrysippus eine besondere Liebhaberei an folgendem in Frage und Antwort eingekleideten Schlusssatze gefunden habe: *Verlangt deine Hand in ihrem gegenwärtigen Zustande nach Etwas? Nein. Wenn aber Wohlgefühl ein Gut wäre, würde sie darnach verlangen? Allerdings. So folgt also hieraus, daß Wohlgefühl kein Gut ist.* Der Stein selbst, sagte mein Vater, würde, wenn er reden könnte, nicht so schliessen. Gegen die Cyrenaiker ist der Schluss hiindig genug: aber den Epicur widerlegt er nicht. Ja, wenn das Wohlgefühl blos in einer die Sinne angenehm schmeichelnden und gleichsam kützelnden Empfindung bestünde, dann könnte sich auch die Hand nicht dabei beruhigen, daß sie nur von Schmerzen befreit wäre, ohne dabei eine bestimmte angenehme Empfindung zu haben. Heißt aber Wohlgefühl, nach Epicur, soviel als ohne Schmerz seyn, so kann man

dem Chrysippus zwar darinne Recht geben, daß die Hand in dem Zustande einer solchen Schmerzlosigkeit nach nichts verlangen würde; aber darinne hat er Unrecht, daß sie, wofern Wohlgefühl ein Gut wäre, darnach streben würde. Denn sie würde das eben deswegen nicht thun, weil das Gefühl der Schmerzlosigkeit schon selbst Wohlgefühl ist.

(12) Daß dieses Wohlgefühl das höchste aller Güter ist, läßt sich aus folgenden Betrachtungen sehr leicht einsehen. Man denke sich einen Menschen, der an Leib und Seele ununterbrochen eine große Menge höchst angenehmer Empfindungen genösse, ohne daß ihn weder ein gegenwärtiges schmerzhaftes Gefühl, noch die Aussicht in eine schmerzvolle Zukunft in diesem Genusse störte. Können wir einen solchen Zustand anders als höchst glücklich und wünschenswerth nennen? Ein solcher Mensch muß eine Stärke des Geistes besitzen, bei welcher er weder

Tod noch Schmerz fürchtet, weil er weiß, daß im Tode alle Empfindung aufhört, daß ein langwieriger Schmerz immer nur mäßig, ein heftiger hingegen von kurzer Dauer zu seyn pflegt, und daß also ein sehr großer Schmerz durch die Schnelligkeit, womit er vorüber geht, ein anhaltender aber durch seine Gelindigkeit erträglich wird. Beunruhigt ihn darneben kein Gedanke an eine Gottheit: ist ihm sein Gedächtniß für ehemals genossene angenehme Empfindungen so treu, daß er sich ihrer zu ieder Zeit durch Zurückerinnerung erfreuen kann: was fehlt diesem Menschen dann noch, um seinen Zustand vollkommener zu machen? Im Gegentheile stelle man sich vor, daß ein anderer an Leib und Seele von so empfindlichen Schmerzen gepeinigt würde, als sie bei einem Menschen nur immer möglich sind; daß er auch nicht hoffen könnte, von diesen Schmerzen jemals befreit zu werden, und überdies nicht nur gegenwärtig keine angenehme Empfindung zu

genießen, sondern auch keine dergleichen in der Zukunft zu erwarten hätte: kann man sich wohl etwas unglückseligeres, als einen solchen Menschen denken? Wenn nun aber ein schmerzvolles Leben ein Gegenstand unsers höchsten Abscheues ist, so muß ein solches Leben auch das höchste Übel seyn, und hieraus folgt denn ganz natürlich, daß es das höchste Gut sey, im Zustande des Wohlgefühls zu leben. Es giebt für unsere Seele keinen höhern Standpunkt der Ruhe: der Inbegriff aller unangenehmen Empfindungen der Gegenwart und der Zukunft ist der Schmerz, und sonst ist nichts, was seiner Natur nach dem Menschen Kummer und Quaal verursachen könnte. Alles unser Begehren und Verabscheuen, und überhaupt ieder Entschluß zu irgend einer Handlung gründet sich entweder auf angenehme, oder schmerzhaft empfindungen. Es ist also einleuchtend, daß alles Gute und Edle den Genuß von Wohlgefühl zum Zwecke hat. Weil

aber ein Gut das höchste, oder das letzte und größte Gut deswegen heißt, weil es von allem unsern Thun und Lassen der alleinige Zweck ist, so kann nicht geleugnet werden, daß das höchste Gut in einem angenehmen Lebensgenusse bestehe.

(13) Alle diejenigen, welche von einer gewissen Glorie des Wortes geblendet, die Tugend zum höchsten Gute machen, verkennen die Absichten der Natur. Sie würden von diesem Vorurtheile zurückkommen, wenn sie dem Epicur folgen wollten. Denn wenn alle die herrlichen und schönen Tugenden nicht das zu Wege bringen, was Epicur Wohlgefühl nennt, wer wird sie dann noch der Verehrung oder des Bestrebens werth halten? Wir überlassen uns einem geschickten Arzte, nicht aus Achtung für seine Kunst, sondern weil wir durch ihn gesund zu werden hoffen. Wir schätzen die Geschicklichkeit eines Steuermannes nicht deswegen, weil sie Geschicklichkeit ist, sondern weil sie

den Nutzen hat, daß durch sie die Schiffarth glücklich von Statten geht. Gerade so verhält sich erstlich mit der Weisheit. Sie ist die Kunst zu leben. Aber kein Mensch würde sich um sie bewerben, wenn sie nichts leistete. Wir streben um deswillen nach ihrem Besitze, weil sie gleichsam die Künstlerin ist, von welcher wir die Handgriffe zur Erwerbung eines Wohlgefühls lernen. — Sie wissen, was ich unter diesem Wohlgeföhle verstehe, und ich fürchte daher keine Erklärung dieses Wortes, die meiner Darstellung nachtheilig seyn könnte. Alles Ungemach nemlich, womit der Mensch in seinem Leben zu kämpfen hat, rührt hauptsächlich von dem Mangel an richtigen Begriffen über das Gute und Böse in der Welt her. Diese Unwissenheit ist es, welche ihn oft nicht nur der größten Freuden beraubt, sondern auch seine Seele mit den quaalvollsten Geföhlen erfüllt. Hier müssen wir die Weisheit zur Führerin wählen. Unter ihrer Lei-

tung werden wir von den Fesseln des Aberglaubens und der Leidenschaften frei, entgehen dem Betrüge aller falschen Vorurtheile, und verfehlen den Weg zum Wohlgeföhle gewifs nicht. Denn nur die Weisheit ist es, die den Mismuth aus unsern Seelen vertreibt, und uns aller schreckenden Furcht vor der Zukunft entledigt. Befolgen wir ihre Vorschriften, dann sind wir im Stande unsre brennendsten Begierden zu dämpfen, und können in ruhiger Zufriedenheit leben. Denn diese Begierden sind unersättlich. Nicht genug, daß sie einzelne Individuen ins Verderben stürzen: sie richten ganze Familien zu Grunde: sie befördern oft den Ruin ganzer Staaten. Von ihnen stammt Haß, Feindschaft, Zwietracht, Aufruhr, und Krieg; und sie treiben ihren Unfug nicht nur in der weiten Welt, sie lassen ihr wildes Wüthen nicht nur der entfernten Menschheit empfinden; nein, auch im Innersten der Seelen, worinne sie häu- sen, sind sie unter einander selbst in

stetem Kampfe und Streite begriffen. Durch das alles wird nun das menschliche Leben im höchsten Grade verbittert, und nur der Weise, der entfernt von allem Einflusse des Irrthums und der Vorurtheile, sich in die Schranken der Natur fügt, nur er kann ohne Schmerz und ohne Furcht leben. Es giebt daher auch keine zweckmäsigere, und bei dem Streben nach Glückseligkeit, unterrichtendere Klassifikation der Begierden, als wie sie Epikur gemacht hat. Er theilt die Begierden in 3 Klassen. Die erste enthält natürliche und zugleich nothwendige; die zweite solche, die zwar natürlich, jedoch nicht nothwendig sind; die dritte solche, die weder natürlich noch nothwendig sind. Ihre Verschiedenheit besteht darinne: die nothwendigen lassen sich ohne große Mühe und Aufwand befriedigen. Selbst die natürlichen sind leicht zu ersättigen. Denn was uns die Natur zum Bedürfnisse gemacht hat, das ist in ihrem reichen Vorrathe theils leicht zu bekommen,

theils sehr bestimmt angewiesen. Nur die unnatürlichen zwecklosen Begierden kennen weder Maas noch Ziel. (14) Wenn wir nun wahrnehmen, daß alle Verwirrung im menschlichen Leben von Irrthum und Unwissenheit herrührt, und daß es einzig und allein die Weisheit ist, die uns von der Tirannei ausschweifender Begierden, und den Schrecknissen abergläubischer Furcht befreit, im Unglücke geduldig zu seyn lehrt, und uns die Wege zeigt, auf welchen wir zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen können: warum sollten wir noch Bedenken tragen zu behaupten, daß die Weisheit unsers Bestrebens deswegen würdig sey, weil sie uns durch Wohlgefühl glücklich macht, die Unwissenheit hingegen, weil sie uns Noth und Ungemach zuzieht, unsern Abscheu verdiene.

Eben so behaupten wir, daß die Mäßigkeit nicht um ihrer selbst willen ein Gegenstand unsers Bestrebens sey, sondern weil sie Frieden in unsern

Seelen] stiftet, und sie durch eine Art von harmonischer Stimmung in den Zustand der sanftesten Ruhe versetzt. Sie ist die Tugend, die uns bei unserm Thun und Lassen daran erinnert, der Stimme unsrer Vernunft zu folgen. Denn es ist nicht genug, daß man einsehe, was man thun oder nicht thun soll: man muß auch dieser Einsicht immer gemäß handeln. Allein die meisten Menschen können das, was sie als wahr anerkannt haben, nicht fest halten; sie geben sich also aus Schwachheit dem ersten besten Vergnügen preis, lassen sich von ihren Leidenschaften fesseln, berechnen die Folgen nicht, und ziehen sich so um eines kleinen und gar nicht nothwendigen Vergnügens willen, was sie sich auf eine andere Art auch machen, oder ohne Ungemach füglich ganz entbehren könnten, schwere Krankheiten, Schaden, Schande, ja oft auch die Ahndung der Gesetze und obrigkeitliche Strafen zu. Wer hingegen bei dem Genusse angenehmer Empfindungen die

bestimmte Absicht hegt, vor ihren unangenehmen Folgen sicher zu bleiben, und den festen Vorsatz faßt, sich dem Vergnügen nie so ganz Preis zu geben, daß er etwas thun müßte, was er seiner Überzeugung nach unterlassen sollte; der erwirbt sich den höchsten Grad von Wohlgefühl, indem er Verzicht darauf leistet: er erduldet oft Schmerzen, damit er sich dadurch noch empfindlichere erspare. Aus diesen allen leuchtet ein, daß man sich vor der Unmäsigkeit nicht um ihrer selbst willen zu hüten habe, der Mäsigkeit hingegen sich nicht deswegen befleißigen müsse, weil sie den Genuß angenehmer Eupfindungen ausschließt, sondern weil sie noch weit angenehmere zur Folge hat.

(15) Nicht anders verhält sich mit der Standhaftigkeit. Sich einer beschwerlichen Arbeit zu unterziehen, oder Schmerzen zu dulden, hat an und für sich selbst gewiß nichts reizendes. Und was kann Übung der Gedult, angestrengte Aufmerksamkeit, Nacht-

wachen, was kann die gemeinnützigste Thätigkeit und selbst iener Heldenmuth an und für sich für angenehme Empfindungen gewähren? Wir verstehen uns zu allen diesen Dingen nur deswegen, damit wir uns Noth und Sorge ersparen, und so viel möglich alles von uns entfernen, was uns an Leib und Seele unangenehm seyn kann. Denn wenn die Furcht vor dem Tode dem Menschen allen frohen Lebensgenuß raubt: wenn der Zustand eines Menschen, der dem Schmerze aus Kleinmuth und Kraftlosigkeit unterliegt, ein unglückseliger Zustand ist, und wenn über dieser Seelenschwäche viele Menschen ihre Eltern und Freunde, manche sogar ihr Vaterland, die allermeisten aber sich selbst in das tiefste Elend gestürzt haben: so sind im Gegentheile dem Manne von starker erhabener Seele Angst und Verlegenheit ganz fremd. Der Gedanke des Todes schreckt ihn nicht, weil er weiß, daß die Todten in keinem schlimmern Zustande sind, als sie vor ihrer

Geburt waren. Er ist auf jeden Schmerz gefasst. Denn auch die empfindlichsten Schmerzen, weiß er, hören im Tode auf: bei kleinen giebt es Ruhepunkte die Menge: und über die mittelmäsigen kann der Mensch in so ferne Herr seyn, als er sie entweder duldet, wenn sie erträglich sind, oder im entgegengesetzten Falle es in seiner Gewalt hat, vom Schauplatze des Lebens, das ihm misfällt, freiwillig abzutreten. Hieraus sieht man also, das um ihrer selbst willen weder Feigheit und Furchtsamkeit zu tadeln, noch auch Muth und Herzhaftigkeit zu loben sind, sondern das man jene um deswillen verachtet, weil sie unangenehme Folgen haben, diese hingegen um deswillen hochschätzt, weil sie Vergnüen gewähren.

(16) Mit der Gerechtigkeit, über welche ich mich der Vollständigkeit halber noch erklären muß, hat es eine ähnliche Bewandnifs. Ich habe gezeigt, das Weisheit, Mäsigkeit, Tapferkeit, in dem engesten, und unzertrenn-

barsten Zusammenhange mit dem Wohlgefühle stehen. Eben dies gilt nun auch von der Gerechtigkeit. Diese Tugend gestattet nicht nur nicht, daß ein Mensch dem andern Schaden zufüge: sie hat im Gegentheil auch die Kraft, seine Begierden in Ordnung und Ruhe zu erhalten, und zwar theils vermöge ihres innern Wesens, theils aber auch dadurch, daß sie in den Menschen die Hoffnung begünstigt, es werde ihm an nichts fehlen, was ihm die Natur zum Bedürfnisse macht. Thorheit, Unmäsigkeit, Feigheit quälen, beunruhigen und verwirren die Seele unaufhörlich; und in wessen Herzen die Ungerechtigkeit Platz genommen hat, bey dem kann schon deswegen, weil sie hier wohnt, keine Ruhe aufkommen. Hätte er sich aber auch den Plan gemacht, irgend etwas heimlich auszuführen, so wird er sich doch nicht einbilden dürfen, daß die That auf immer verborgen bleiben werde. Das erste, was gemeinlich eine schlechte

Handlung verfolgt, ist der Verdacht. Dann wird nahe und fern davon gesprochen: dann kömmt der Ankläger, dann der Richter. Manche, wie das unter Ihrem Consulate der Fall war, geben sich auch wohl selbst an. Und dünkte sich auch einer von Menschen verborgen und sicher zu seyn, so wird ihn doch der Gedanke an die Gottheit beunruhigen, und er wird diese Unruhe, die ihm Tag und Nacht am Herzen nagt, für eine von der Gottheit über ihn verhängte Strafe betrachten. Ist aber wohl das wenige, was ein Verbrecher durch seine Übelthat für die Erleichterung seiner Noth gewinnen kann, mit dem Verluste an Glückseligkeit in Vergleichung zu setzen, den ihm sein böses Gewissen, die Strafe der Gesetze und der Haß seiner Nebenmenschen zuzieht? Bei alle dem giebt es aber doch Menschen, die in ihrem Streben nach Reichthum, nach Ehrenstellen, und hohem Range, in Wollüsten, im Schmausen, ganz unersättlich sind. Der Besitz des

unrechtmässig erworbenen Gutes entflammt ihre Begierde, anstatt sie abzukühlen, nur immer stärker, und es ist gewifs zweckmäsiger, dergleichen Menschen im Kerker unschädlich zu machen, als in der Schule bessern zu wollen. Das Vernünftigste also, was Menschen von gesunden Sinnen und Verstande thun können, besteht darinn, daß sie die Parthei der Gerechtigkeit, der Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit ergreifen. Wer weder Talente des Geistes, noch große Glücksgüter besitzt, dem bringen Ungerechtigkeiten nicht einmal Vortheil: denn im ersten Falle kann ihm nicht viel gelingen, und im zweiten kann er das, was er angefangen hat, nicht durchsetzen. Der Reiche und der Talentvolle thut im Gegentheile weit klüger, wenn er diese Vorzüge zum Nutzen anderer verwendet. Dadurch erwirbt sich der Mensch Gönner und Freunde, die ihm zur Ruhe und Sicherheit seines Lebens ungemein viel Dienste leisten werden. Dazu kömmt,

dafs überhaupt zum Bösesthum gar kein vernünftiger Grund vorhanden ist. Denn Begierden, die in Bedürfnissen der Natur ihren Grund haben, lassen sich befriedigen, ohne dafs jemanden Unrecht dabei geschieht: fehlerhafte Begierden hingegen soll man ganz unterdrücken: denn sie sind nie auf würdige Gegenstände gerichtet, und der Schaden, den man sich durch Ungerechtigkeiten zuzieht, ist immer weit gröfser, als der Gewinn, den man von einem mit Unrecht erworbenen Gute haben kann. Es wäre also auch die Gerechtigkeit unsers Bestrebens nicht um ihrer selbst willen, sondern vielmehr deswegen würdig, weil sie eine große Summe angenehmer Empfindungen gewährt. Denn geschätzt und geliebt zu seyn, ist angenehm, weil wir dadurch an Ruhe und Sicherheit gewinnen, und eines gröfsern Maases von Wohlgefühl theilhaftig werden. Im Gegentheil haben wir uns also auch vor dem Laster nicht allein wegen des mannichfaltigen

Ungemachs, dem der Lasterhafte ausgesetzt ist, sondern vorzüglich um deswillen zu hüten, weil es dem Menschen, in dessen Seele es wohnt, alles Friedens und aller Ruhe verlustig macht. Wenn nun selbst die Tugenden nur in Hinsicht des Wohlgefühls, welches Sie gewähren, ienen Werth behaupten können, den alle Philosophen aufser uns mit so vielem Pompe ankündigen: dieses Wohlgefühl aber das einzige Gut ist, dessen wir um sein selbst willen theilhaftig zu werden wünschen müssen: so ist kein Zweifel, daß es das höchste Gut sey, und daß glücklich leben nichts anders heiße, als im Genusse dieses Wohlgefühls leben. (17) Mit diesem unleugbaren und unumstöslichen Grundsatzte stehen noch andere Wahrheiten in Verbindung, die ich sogleich auch entwickeln will.

Daß es überhaupt ein höchstes Gut, und ein höchstes Übel gebe, und daß ienes im Wohlgefühl, dieses im Schmerz gegründet sey, darüber ist man einver-

standen. Allein man irrt sich bei beiden in so fern, als man sich von ihren Ursachen falsche Begriffe macht. Wir Epicuräer behaupten, daß Wohlgefühle und Schmerzen der Seele in Wohlgefühlen und Schmerzen des Körpers ihren Grund haben. Ich weiß, daß viele von unsrer Parthei anderer Meinung sind: das sind aber lauter Ignoranten, und wenn Sie oben behaupteten, daß alle diese Andersdenkenden verlohnes Spiel haben müßten, so gebe ich Ihnen darinne Recht. So angenehm nun, oder so lästig auch die Empfindungen seyn mögen, die uns entweder das Wohlgefühl oder der Schmerz unsrer Seele verursacht, so haben sie demungeachtet beide ihren Grund in unserm Körper. Allein bei alle dem ist das Wohlgefühl und der Schmerz der Seele doch allezeit ungleich größer als das Wohlgefühl oder die Schmerzen des Körpers. Denn an dem Körper können wir nur das Gegenwärtige empfinden: in der Seele hingegen empfinden wir

auch das Vergangene und das Zukünftige. Und ob wir gleich auch die Schmerzen des Körpers in unsrer Seele schmerzhaft empfinden, so können doch diese Empfindungen dadurch noch stärker werden, wenn wir uns einbilden, daß uns irgend ein Übel von unendlicher Dauer bevorstehe. Dies gilt auch vom Wohlgeföhle. Es wird dann um desto größer, wenn wir uns eine solche bange Vorstellung nicht machen. Und hieraus erhellet nun, daß großes Wohlgeföhle und großer Schmerz der Seele unsern Zustand in einem weit höhern Grade beglücke oder verschlimmere, als beides durch eben so großes körperliches Wohlgeföhle oder körperlichen Schmerz möglich ist. Wir behaupten ferner, daß, wenn man auch dem Menschen sein Wohlgeföhle raubte, daraus keinesweges das Geföhle des Ungemachs erwachse. Dies ist nur dann der Fall, wenn die Stelle des Wohlgeföhls zufälligerweise ein wirklicher Schmerz einnimmt. Im Gegentheil freuen wir uns

der Erlösung vom Schmerze auch dann, wenn kein sinnliches Wohlgefühl an dessen Stelle tritt. Hieraus läßt sich ermessen, welch einen hohen Grad von Wohlgefühl die Schmerzlosigkeit gewähre. So wie uns ferner der Gedanke an ein noch zu erwartendes Gute angenehm ist; eben so freuet uns auch das Andenken an das Gute, was wir sonst genossen haben. Den Thoren martert die Rückerinnerung an vergangenes Böse. Den Weisen entzückt das frohe Andenken an ehemaligen Genuß des Guten. Wir sind von Natur geneigt, das Widerwärtige gleichsam aus unserm Gedächtnisse zu vertilgen, und uns hingegen glückliche Ereignisse durch die Erinnerung angenehm zu vergegenwärtigen. Wenn wir uns nun die Vergangenheit recht innig und lebhaft denken, dann verursacht uns das Böse, woran sie uns erinnert, Schmerz, das Gute hingegen Freude.

(18) Welch ein herrlicher, gerader und gebahnter Weg zur Glückseligkeit!

Was kann sich der Mensch besseres wünschen, als stets frei von Ungemach und Schmerzen, an Leib und Seele des höchsten Grades von Wohlgefühl zu genießen? Und findet er auf ienem Wege nicht alle die Unterstützung, die ihm den Erwerb und Besitz dieses höchsten Gutes erleichtern kann? Epicur, derselbe Epicur, den ihr Stoiker als einen der ersten Wolüstlinge verschreit, sagt laut, ohne Weisheit, Tugend und Rechtschaffenheit ist kein angenehmer Lebensgenuß möglich, und umgekehrt kann ohne diesen weder Weisheit, noch Tugend, noch Rechtschaffenheit Statt finden. Ein Staat, worinne Aufruhr, und eine Familie, unter deren Gliedern Zank und Streit herrscht, keins von beiden kann glücklich seyn. Und um wie viel weniger ist reines und ungestörtes Wohlgefühl bei einer sich stets widersprechenden, stets mit sich selbst uneinigten Seele möglich, bei einer Seele, deren unaufhörlich sich durchkreuzende Wünsche und Begierden, keine Ruhe,

keinen Frieden gedeihen lassen. Wenn schwere Krankheiten des Körpers allen frohen Lebensgenuß stören, wie viel mehr müssen Krankheiten der Seele diese Wirkung haben? Seelenkrankheiten aber sind, unersättliche Begierde nach Reichthum, Ehre, Rang, und dem Genusse sinnlicher Wollüste, Mismuth, Kummer, Gram, die allen denienigen am Herzen nagen, welche nicht wissen, daß ohne wirklich gegenwärtige Schmerzen des Körpers oder deren Besorgniß, die Seele nie nöthig habe sich Kummer zu machen. Mit diesen Krankheiten der Seele sind alle Thoren behaftet: sie sind also alle unglücklich. Dazu kommt dann noch der Tod, der diesen Menschen, wie dem Tantalus sein Stein, unaufhörlich auf dem Nacken sitzt. Dazu kommen die Schrecknisse des Aherglaubens, die sie nie ruhig werden lassen. Ihnen macht weder das Andenken an eine frohe Vergangenheit, noch der Genuß einer angenehmen Gegenwart Freude. Ihr Blick geht nur

auf die Zukunft; und weil nun diese ungewiß ist, so peinigt sie Angst und Furcht. Am ärgsten aber quält sie die zu späte Einsicht, daß ihr Streben nach Reichthum, Macht, Rang und Ehre vergeblich war. Denn es erfolgt keine von allen den Herrlichkeiten, deren Erwartung sie in Feuer gesetzt, und zu manichfaltigen und großen Anstrengungen vermocht hatte. Wo bleiben ferner alle die kleinlichen, engherzigen, immer an allen verzweifelnden Seelen; wo bleiben die tückischen, die neidischen, hartherzigen, lichtscheuen, verläumderischen, charakterlosen, wo alle die verliebten Gecken, die schadenfrohen, frechen, ehrlosen, ausschweifenden, feigen und unzuverlässigen Menschen, die eben deswegen, weil sie das sind, keinen Augenblick ihres Lebens froh werden. Jeder Thor ist also unglücklich, und ieder Weise glücklich: ein Satz, den wir weit besser und richtiger, als die Stoiker, folgern. Ihr sogenanntes honestum, was sie zum höchsten Gute stempeln,

ist ein täuschender Schatten, ein glänzendes Wort ohne Sinn. Die Tugend, sagen sie nun, die sich blos auf dieses honestum gründen soll, habe mit sinnlichem Wohlgefühl ganz und gar keine Gemeinschaft, sondern finde alle Hülfsmittel zur Glückseligkeit in sich selbst: (19) eine Behauptung, welche in gewissen Rücksichten unsrer Vorstellungsart nicht nur nicht zuwider, sondern auch vollkommen gemäfs ist. Was Epicur von seinem stets glücklichen Weisen sagt, hat im Grunde keinen andern Sinn. Seine Begierden sind begrenzt: der Gedanke des Todes bringt ihn nie aufser Fassung: von der Gottheit hat er die richtigen Begriffe, ohne vor ihr zu zittern. Glaubt er seinen Vortheil dabei zu finden, wenn er dieses irrdische Leben verlasse, so fällt ihm auch dies nicht schwer. Bei dieser Denkungsart genießt er eines ununterbrochenen Wohlgefühls. Wenigstens hat er immer weit mehr angenehme als schmerzhaft empfindungen. Denn ihm macht nicht

nur das Andenken an die Vergangenheit Freude, sondern er genießt auch das Gegenwärtige nie anders, als unter der Bemerkung seiner wichtigsten und angenehmsten Seiten. Er rechnet nie auf die Zukunft: er erwartet sie ruhig, und genießt indess das Gegenwärtige. Weit entfernt mit obenerwähnten Fehlern und Gebrechen behaftet zu seyn, freuet er sich, so oft er die Denkungsart iener Thoren mit der seinigen vergleicht. Trift ihn Ungemach, so kann es sich seiner doch nie in dem Grade bemächtigen, daß er nicht immer weit mehr Ursache zu frohem Muthe, als zur Traurigkeit haben sollte. Dem Weisen, sagt Epicur vortrefflich, *mischt sich das Glück sehr selten in das Spiel: das Grofse und Wichtige, was er zu Stande bringt, ist immer nur eine Wirkung seines Verstandes und Nachdenkens. Eine noch so lange Zeit kann das Wohlgefühl nicht gröfser machen, als es in einem kurzen Zeitraume ist.*

Von eurer Dialektik urtheilte Epicur, sie führe weder zu einem angenehmen Lebensgenuss, noch zu gründlicher Forschung der Wahrheit hin. Auf Studium der Natur hielt er das meiste. Und in der That giebt uns dieß nicht nur über das Wesen und die Natur der Wörter und Sprache, sondern auch über die Begriffe von Wahrheit und Irrthum die befriedigendsten Aufschlüsse. Die Bekanntschaft mit der Natur der Dinge entwöhnt uns vom Aberglauben, befreit uns von der Furcht vor dem Tode, und erspart uns eine Menge der fürchterlichsten Einbildungen, welche oft bloß die Folgen physikalischer Unwissenheit sind. Selbst unsre Sittlichkeit wird dabei gewinnen, wenn wir von den Forderungen der Natur Kenntnisse besitzen. Endlich wird aber auch eine gründliche Wissenschaft vom Wesen der Dinge den Nutzen haben, daß wir, mit Hülfe eines von der Gottheit selbst zur Leitung unserer Urtheile gleichsam unmittelbar uns vom Himmel herab zugesendeten

Maasstabes,*) nie in Gefahr kommen, uns von jemanden unsre Überzeugung abstreiten zu lassen. Ohne jene Wissenschaft werden wir die Richtigkeit unserer sinnlichen Wahrnehmungen nie behaupten können. Sagen uns unsere Sinne, nach Epicur, die Wahrheit, dann erst giebt es für uns eine richtige und sichere Erkenntniß. Die Philosophen, die den Sinnen allen Werth absprechen, und die Möglichkeit eines zuverlässigen Wissens leugnen, sind ia ohne Beihülfe dieser Sinnen nicht einmal im Stande, ihre Behauptungen an den Mann zu bringen. Giebt es keine sichere Erkenntniß, kein zuverlässiges Wissen, so giebt es für uns auch schlechterdings keine Norm, nach welcher wir leben und handeln hönnten. Auf diese Art rüstet uns also die höhere Naturkenntniß mit Muth gegen die Schrecknisse des Todes: sie lehrt uns

*) nemlich der fünf Sinne; die er auch weiter unten den natürlichen Maasstab der Erkenntniß nennt.

ohne Zittern an die Gottheit glauben: sie beruhigt uns, indem sie uns mit den Geheimnissen der Natur bekannt macht: sie mäsigt unsere Begierden, indem sie uns ihre Eigenschaften und Gattungen entwickelt: und endlich dient uns auch iener bereits erwähnte natürliche Maastab der Erkenntnis, der unsre Urtheile bestimmt, zu einer Anweisung, nach welcher wir das Wahre von dem Falschen unterscheiden können.

(20) Nun ist noch über einen Punkt zu sprechen, der mit gegenwärtiger Untersuchung in sehr naher Verbindung steht. Ihre Parthei behauptet, wenn Wohlgefühl das höchste Gut wäre, so lasse sich schlechterdings keine Freundschaft denken. Epicur sagt: „unter allen Beförderungsmitteln eines glückseligen Lebensgenusses, die wir der Weisheit verdanken, giebt es kein wichtigeres, kein vollkommeneres, kein angenehmeres, als die Freundschaft.“ Und er hat das nicht nur mit Worten, sondern auch vorzüglich durch sein

Leben, durch seine Handlungen, und ganzes Betragen bewiesen. Wie viel aber so ein Beweis sagen wolle, lehrt die alte Fabelgeschichte. In den ganzen Zeitraume zwischen Theseus und Orest, wo es so viele und mannichfaltige Mythen aus dem grauesten Alterthume her giebt, findet man kaum drey paar Freunde erwähnt. Und in dem einzigen Hause Epicurs, das noch dazu sehr klein und eingeschränkt war, welche Schaaren von Freunden gab es da nicht! und wie liebten sie sich einander! Die Epicuräer halten das noch ietzt so. Doch ich habe nicht nöthig von Individuen zu sprechen: also zur Sache. Die Philosophen unserer Parthei erklären sich, soviel ich weiß, über die Freundschaft, auf dreierlei Art. Einige sagen, man brauche sich für das Vergnügen des Freundes nicht eben in dem Sinne und Grade zu verwenden, in welchem man sein eigenes befördern müßte. Dieser Grundsatz scheint nun freilich die Stützen zu erschüttern, auf welchen die Dauer der

Freundschaft beruhet. Allein sie behaupten ihn doch, und helfen sich meines Erachtens ganz leicht aus der Verlegenheit. Die Freundschaft, sagen sie, kann der Rücksichten auf angenehme Gefühle so wenig entbehren, als die Tugenden, von welchen bisher gesprochen worden ist. Gänzliche Abgeschiedenheit von der Gesellschaft, und Mangel an Freunden, macht unser Leben unsicher und ängstlich. Es wird uns also zum natürlichen Bedürfnisse, daß wir uns Freunde verschaffen. Dann erst fassen wir Muth: und die Hoffnung zu einem angenehmen Lebensgenusse ist von ihrem Besitze unzertrennbar. Wenn Haß, Verläumdung, Verachtung, kein frohes Gefühl bei uns gedeihen läßt, so begünstigt im Gegentheil die Freundschaft nicht nur diese Gefühle, sondern bringt sie auch auf beiden Seiten der Personen, die sie verbindet, hervor: und ihr Genuss erstreckt sich nicht nur auf die Gegenwart, sondern ist auch mit den angenehmsten Aussichten in die

Zukunft verknüpft. Weil wir uns nun ohne Freundschaft weder einen dauerhaften angenehmen Lebensgenuss verschaffen, noch auch sie selbst auf eine andere Art unterhalten können, als wenn wir unsre Freunde wie uns selbst lieben: so hat auch die Freundschaft in der That diese Wirkung, und ihr Band wird allezeit mit Hinsicht auf angenehmen Genuss geknüpft. Wir freuen uns über das Glück unsrer Freunde, wie über unser eigenes, und ihr Kummer schmerzt uns wie unser eigener. Der Weise wird demnach gegen seinen Freund nicht anders, als gegen sich selbst, gesinnet seyn. Dieselben Beschwerlichkeiten, denen er sich zur Beförderung seines eigenen Vergnügens unterzieht, wird er sich auch um seines Freundes willen gern gefallen lassen. Was ich über den steten Zusammenhang der Tugenden mit angenehmen Gefühlen bemerkt habe, gilt auch von der Freundschaft. Die ruhige Fassung, sagt Epicur, vermöge welcher die Seele kein unaufhörliches

oder sehr lange dauerndes Übel fürchtet, und die Einsicht, daß Freundschaft an der Glückseligkeit unsers irdischen Lebens den vorzüglichsten Antheil habe, beides sind Wirkungen eines und desselben Grundsatzes“

Es giebt Epicuräer, die aus einer etwas zu übertriebenen Furcht vor dem Tadel Ihrer Parthei, die Besorgniß äußern, man werde die Freundschaft zu einem sehr unsichern und einseitigen Verhältnisse machen, wenn man den Grund des Bestrebens nach Freundschaftsverbindungen bloß in seinem eignen Vergnügen suchen wolle. Allein sie nehmen hier doch wieder eine ziemlich schlaue Wendung. Diese Rücksicht auf Vergnügen, sagen sie, finde allenfalls in dem Zeitpunkte Statt, wo man die erste Bekanntschaft macht, und dem Entschlusse nahe ist, eine Verbindung einzugehen. Wenn aber durch längern Umgang bereits eine gewisse Vertraulichkeit unter Freunden entstanden sey, dann sey ihre gegenseitige Liebe schon

so stark, daß sie sich um ihrer selbst willen, und ohne alle eigennützigte Absichten lieben würden. Können wir Plätze, Tempel, Städte, Gymnasien, können wir Pferde und Hunde und Spielgeräthe durch den Gebrauch lieb gewinnen, den wir bei unsern Übungen oder auf der Jagd davon machen, so wird der Umgang mit Menschen diese Wirkung gewiß weit leichter und zweckmäßiger haben.

Eine dritte Klasse behauptet, alle Weisen gründeten ihre Verbindungen auf die Maxime, ihre Freunde nicht weniger als sich selbst zu lieben. Wir begreifen auch, daß dies möglich ist: wir machen oft selbst Erfahrungen davon, und es ist klar, daß Verbindungen dieser Art den angenehmen Lebensgenuß unter allen andern am sichersten befördern. Aus diesem allen ergiebt sich, daß die Bestimmung der Freundschaft nicht nur nicht gehindert werde, wenn man das Wohlgefühl zum höchsten Gute macht.

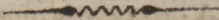
sondern daß auch ohne diese Maxime die Stiftung freundschaftlicher Verbindungen gar nicht Statt finden könne.

(21) Wenn nun alles, was ich bisher gesagt habe, sönnenklar ist; wenn ich alle bishieher aufgestellte Grundsätze aus der Quelle der Natur selbst schöpfte: wenn die Wahrheit meiner ganzen Untersuchung auf den Wahrnehmungen unserer Sinne, das heist, auf der Aussage unbestochener und untrüglicher Zeugen beruhet; wenn selbst der Säugling, und das stumme Thier, nach Anleitung der Natur, und in der Sprache ihrer eben so unverdorbenen als ungeheuchelten Empfindung, laut verkündigt, daß ohne Wohlgefühl kein Gut, und ohne Schmerz kein Übel Statt finde: sollten wir nicht dem Manne innigsten Dank schuldig seyn, der diese Stimme der Natur so richtig und unbefangenes faßte, daß er im Stande war, jeden Vernünftigen auf den Weg eines ruhigen und glücklichen Lebens zu leiten? War er, wie es Ihnen dünkt, kein sonder-

licher Gelehrter, so war er es deswegen nicht, weil er Kenntnisse, die den Genuß eines glücklichen Lebens nicht erleichtern, für keine Gelehrsamkeit hielt. Wie? Epicur hätte (wie wir beide, ich und Triarius, aus Folgsamkeit gegen Sie thun) seine Zeit mit Dichterlectüre verschwenden sollen, die so wenig solide Ausbeute giebt, und überhaupt nur eine sehr kleinliche Art von Unterhaltung gewähren kann? Er hätte sich, wie Plato, mit Musik, mit Geometrie, mit den Zahlen und Gestirnen herumplagen sollen, mit Untersuchungen, die, wenn sie von falschen Grundsätzen ausgehen, nicht richtig seyn können, und auch dann, wenn sie richtig wären, doch zu einem angenehmen, das heist, edlern Lebensgenusse nicht beförderlich seyn würden? Er hätte über dem Studium dieser Wissenschaften, die Kunst zu leben, diese wichtige und schwere, aber desto nützlichere Kunst, vernachlässigen sollen? Nein, nicht Epicur, sondern alle die-

ienigen sind Ignoranten, welche verlangen, daß man sich bis zu den Jahren des Greises mit Dingen abgeben soll, deren Unkunde höchstens nur einem Schulknaben Schande machen kann.

Dies sind meine Gedanken. Ich habe sie in der Absicht vorgetragen, um Ihr Urtheil darüber zu erfahren. Da ich die Gelegenheit, meine Meinung so frei heraus zu sagen, vorher noch nie hatte, so habe ich sie diesmal benutzt.



III.

Über das höchste Gut, und das
höchste Übel.

Zweites Buch.

Widerlegung des Epicurischen Systems.

Beide Freunde wendeten sich nun gegen mich hin, und gaben mir zu erkennen, daß sie bereit seyen, mich anzuhören. Ich nahm also das Wort.

Ich bitte mir vor allen Dingen aus, sagte ich, daß Sie keinen schulgerechten Philosophen-Vortrag von mir erwarten. Diese Methode hat mir überhaupt selbst an Philosophen von Profession nie recht gefallen wollen. Socrates, den man wohl mit Fug und Recht den Vater aller Philosophie nennen kann, machte davon niemals Gebrauch. Sie schreibt sich von den alten sogenannten Sophisten her. Gorgias von Leontium war es, der sich unter allen zuerst das Herz nahm, die Gesellschaft um ein Thema zu bitten,

das heist, sich von ihr irgend eine Materie bestimmen zu lassen, worüber sie seine Erklärung zu hören wünschte. Allerdings ein ziemlich herzhaftes Unternehmen, das ich unverschämt nennen würde, wenn nicht dieselbe Methode nachher auch bei unsern Philosophen üblich geworden wäre. Dafür wurde aber auch Gorgias nebst den übrigen Sophisten, wie wir aus Plato wissen, der Gegenstand des sokratischen Spottes. Die Methode des Sokrates bestand vielmehr darinn, daß er durch allmähliches Forschen und Fragen, den Anwesenden, mit denen er sich unterredete, ihre Meinungen ablockte, und dann seine eigenen Gedanken darüber sagte. Die spätern Philosophen verliessen diese Methode; bis Arcesilas sie wieder auf die Bahn brachte. Wer ihn hören wollte, durfte nicht ihn fragen, sondern ieder mußte erst seine Meinung selbst vorbringen: hierauf erklärte er sich darüber, und der Zuhörer vertheidigte dann wieder seine Meinung so gut er konnte.

Bei andern Philosophen schweigt derie-
nige, der eine Idee zur Sprache ge-
bracht hat, ganz; und so ists bei der
Academie noch. Hätte da zum Bei-
spiele einer den Satz vorgelegt: *Wohl-
gefühl ist das höchste Gut*, so wird
dann in einem ununterbrochenen Vor-
trage dagegen gesprochen; und wer also
einen solchen Satz vorbringt, der giebt
ihn damit nicht gerade für seine Mei-
nung aus, sondern er will nur hören,
was sich dagegen sagen läßt. Unsere
Methode ist unstreitig die bessere. Tor-
quat sagte nicht nur, was er glaubt,
sondern auch, warum er es glaubt.
Indessen, so sehr mir auch sein zusam-
menhängender Vortrag gefallen hat, so
läßt sich meines Erachtens doch alsdann
weit bequemer ein Resultat ziehen, und
leichter zum Ziele kommen, wenn man
ieden Punkt der Untersuchung einzeln
auseinander setzt, und des andern sein
Ja oder Nein darüber besonders hört.
Der Strom einer ununterbrochen fort-
laufenden Rede führt tausenderlei Dinge

mit sich herbei; allein man kann nichts davon recht fassen, nichts fest halten, man kann dem schnellen Flusse nirgends beikommen.

(2) Soll in einem Vortrage Ordnung und Bündigkeit Statt finden, so muß vor allen Dingen der Gegenstand der Untersuchung deutlich bestimmt werden, damit ieder, der daran Theil nimmt, wisse, wovon die Rede seyn werde. Gerade so erklärt sich Plato im Phädrus, und Epicur billigt das gar sehr, ist auch wirklich der Meinung, daß jede wissenschaftliche Untersuchung so eingerichtet seyn müsse. Gleichwohl sieht er etwas nicht, was diesem Grundsätze so ganz nahe liegt. Er gesteht ausdrücklich, daß er nichts vom Definiren halte: und es giebt doch bisweilen Fälle, wo sich streitende Partheien über den Gegenstand ihrer Untersuchung ohne Definitionen gar nicht verständigen können. Dies ist gleich der Fall bei der Materie, worüber wir ietzt sprechen. Wir wollen das höchste Gut ausmitteln. Wie können

wir das aber, wenn wir uns nicht vorher über den Begriff des *Höchsten*, und über den Begriff des *Guten* vereinigt haben. Diese Enthüllung des Verborgenen, vermöge welcher der Begriff einer Sache zu Tage gefördert wird, nennen wir nun eben eine Definition. Sie selbst, Torquat, definirten, ohne es zu wollen. Das Höchste, sagten Sie, oder das Letzte, oder das Äuserste sey dasienige, welchem alles mögliche untergeordnet seyn müsse, ohne dafs es selbst einem andern Dinge untergeordnet sey. Dies ist allerdings die richtige Erklärung. Nöthigenfalls würden Sie auch vielleicht den Begriff des Guten so bestimmt haben: Gut ist, was uns die Natur zum Bedürfnisse macht; oder, was uns nützt; oder, was uns ergötzt; oder auch, was unsern Wünschen entspricht. Da Sie nun also dem Definiren überhaupt nicht ganz abhold sind, und mitunter Gebrauch davon machen, so wünschte ich, dafs Sie mir unmaasgeblich auch eine Definition vom Wohlgeföhle,

worüber wir jetzt sprechen, mittheilten.

Torq. Als ob nicht die Bedeutung des Worts weltbekannt wäre, oder ob irgend jemand durch eine Definition einen noch deutlichern Begriff davon zu bekommen hoffen würde!

Ich. Ich würde mich selbst diesen Iemand nennen, wenn ich mir nicht schmeichelte, vom Wohlgefühl bereits einen deutlichen, vollständigen, und richtigen Begriff zu haben. Epicur hingegen, behaupte ich, hat davon entweder gar keinen, oder einen höchst schwankenden. Wie oft sagt er nicht, man müsse sich bei jedem Worte deutlich erklären, was man dabei denke, und doch weiß er hin und wieder nicht, was das Wort *Voluptas* eigentlich bedeutet.

Torq. (lachend) Das wäre in der That schön, wenn ein Philosoph, der das Wohlgefühl zum höchsten Gute macht, nicht wüßte, was er sich darunter denken sollte.

Ich. Entweder weiß Epicur, was *Voluptas* ist, oder kein Sterblicher auf der Welt weiß es.

Torq. Wie so?

Ich. Weil alle Welt sich unter *voluptas* ein die Sinne rührendes, und Vergnügen in ihnen hervorbringendes Gefühl denkt.

Torq. Nun, denkt sich das Epicur nicht auch?

Ich. Nicht immer. Er denkt sich zuweilen dabei mehr als er soll. Denn er sagt ausdrücklich, er könne sich von einem Gute, was ohne Essen und Trinken, ohne angenehmes Ohrengefühl, ohne den Genuß einer körperlichen Wollust, einem zu Theil würde, gar keine Vorstellung machen. Oder sagt er das etwa nicht?

Torq. Als ob ich mich dieser Äußerungen zu schämen hätte, und nicht zeigen könnte, in welchem Sinne sie wahr sind.

Ich. Ich zweifle nicht im geringsten, daß Sie das können. Auch kann es

Ihnen keine Schande machen, der Meinung eines Mannes zu seyn, der es zuerst wagte, sich öffentlich als einen Weisen anzukündigen. Métrodor soll das wenigstens so gerade zu nicht gethan haben. Epicur nannte ihn so, und er — wollte das Kompliment nicht zurückweisen. Selbst die bekannten sieben Weisen führten sich nie unter diesem Namen auf, sondern das that das Publikum. Doch ich will ietzt annehmen, Epicur hätte das Wort *Voluptas* in der allgemein gewöhnlichen Bedeutung genommen, vermöge welcher man eine angenehme Empfindung, die die Sinne ergötzt, griechisch *ἡδονή*, und auf lateinisch, *voluptas*, zu nennen pflegt.

Torq. Und was wollen Sie nun also weiter?

Ich. Darüber werde ich mich erklären, und zwar, mehr um meiner eigenen Belehrung willen, als weil ich Sie oder den Epicur anstechen wollte.

Torq. Auch ich möchte lieber von Ihnen lernen, als Ihnen widersprechen.

Ich. Erinnern Sie sich, was Hieronymus von Rhodus für das höchste Gut erklärt?

Torq. So viel ich weiß, die Schmerzlosigkeit.

Ich. Und was sagt er über die *Voluptas*?

Torq. Sie sey um ihrer selbst willen kein Gegenstand unsers Bestrebens.

Ich. Gut! er hält also, angenehme Empfindungen haben, und keinen Schmerz empfinden, für zweierlei.

Torq. Da irrt er sich eben. Denn der höchste Grad des Wohlgefühls besteht, wie ich gezeigt habe, in der gänzlichen Abwesenheit des Schmerzes.

Ich. Was das heiße, keinen Schmerz haben, wollen wir hernach sehen. So viel müssen Sie mir aber doch zugeben, wenn Sie nicht ganz eigensinnig auf Ihrer Meinung bestehen wollen, daß Wohlgefühl und Schmerzlosigkeit nicht einerlei sagen.

Torq. Hier werden Sie mich eigensinnig finden, denn ich bin von der

Wahrheit des Gegentheils durchaus überzeugt.

Ich. Ich bitte sie, hat nicht der Durstige, wenn er trinkt, ein angenehmes Gefühl?

Torq. Wer wollte das leugnen.

Ich. Und empfindet er nun das nemliche, wenn er den Durst gelöscht hat?

Torq. Dann ist es nur von anderer Art. Nach gelöschtem Durste ist das Wohlgefühl ruhig und unbeweglich: allein in Bewegung und in Thätigkeit ist es während des Löschens selbst.

Ich. Warum brauchen Sie aber für zwei so verschiedene Dinge einerlei Wort?

Torq. Wenn kein Schmerz mehr vorhanden ist, dann sagte ich, könne das Wohlgefühl zwar mannichfaltig und verschiedener Art, aber keines höhern Grades fähig seyn; erinnern Sie sich dessen noch?

Ich. Ich besinne mich sehr wohl. Sie drückten sich dort in richtigem Latein aus, aber immer sehr undeutlich.

Das Wort *varietas* ist ein rein lateinisches Wort, was eigentlich von verschiedenen Farben, uneigentlich aber auch von ieder andern Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit gesagt wird. Man sagt *varium poema, varia oratio, varii mores, varia fortuna*. Auch *varia voluptas* nennt man angenehme Empfindungen, die aus verschiedenen Gegenständen auf verschiedene Art entstehen. Hätten Sie das Wort *varietas* in diesem Sinne gebraucht, dann würde ich es so gut verstanden haben, als ich seine Bedeutung auch ohne Ihre Anwendung weifs. Allein ich begreife nicht, wo eine solche *varietas* in folgender Vorstellungsart liegen soll: „haben wir keinen Schmerz, sagen Sie, dann befinden wir uns im Zustande des höchsten Wohlgefühls: geniessen wir aber Speisen und Getränke, die eine angenehme Rührung in den Sinnen hervorbringen, dann ist unser Wohlgefühl in einer unruhigen Bewegung, welche verschiedene Gattungen von angenehmen Empfindun-

gen erzeugt, während das ienes angenehme Gefühl der Schmerzlosigkeit keines höhern Grades fähig ist.“ Und warum nennen Sie diese Schmerzlosigkeit, Wohlgefühl?

Torq. Kann denn wohl irgend ein Zustand angenehmer seyn, als der Zustand der Schmerzlosigkeit?

Ich, Immerhin sey ein solcher Zustand der beneidenswertigste von der Welt; davon ist ietzt gar nicht die Rede. Aber ist denn deswegen Wohlgefühl und Schmerzlosigkeit eins und dasselbe?

Torq. Ganz dasselbe, und zwar der höchste gedenkbare Grad von Wohlgefühl.

Ich, Aber wenn Sie denn nun einmal die Schmerzlosigkeit als höchstes Gut festsetzen wollen, warum halten Sie sich nicht an diese Idee? warum nehmen Sie sie nicht ausschliessend in Schutz? Was soll eine Dirne in der Gesellschaft ehrbarer Frauen? Kann die ehrwürdige Gruppe der Tugenden

schlechterdings nicht ohne die *voluptas* ohne diese so verschrieene verdächtige *voluptas* bestehen? Aber da sagt ihr Herrn einmal über das andere, wir verstünden nicht, was Epicur Wohlgefühl nenne. Ich bin beim Disputiren gewiß sehr fromm; allein wenn mir so etwas gesagt wird, — und das ist der Fall sehr oft — dann regt sich zuweilen meine Galle doch. Ich soll nicht wissen, was im griechischen *ἡδονή*, und im lateinischen *voluptas* heisst! In welcher von den beiden Sprachen wäre ich denn so unwissend? Und wie käme es denn, daß mir eine Kenntniß fehlte, die alle Epicuräer besäßen? da ia eure Partheigänger der löblichen Meinung sind, daß ein Philosoph gar keine Sprachkenntnisse nöthig habe. Gleichwie also unsere Vorfahren den berühmten Cincinnatus vom Pfluge wegholten, und zum Dictator machten, so werbt ihr in Pelasgien, wo die Leute alle ehrlich und gut, aber freilich nichts weniger als gelehrt sind. Und diese verstehen nun

den Epicur, ich aber verstehe ihn nicht! Um Ihnen zu zeigen, daß ich den Epicur auch verstehe, behaupte ich, *voluptas* und ἡδονή bedeuten eins und dasselbe. Man ist oft um ein lateinisches Wort verlegen, das ein griechisches genau ausdrückt, und gerade dasselbe sagt; aber hier brauchen wir nicht lange zu suchen. Es giebt in der ganzen lateinischen Sprache kein Wort, welches den Begriff der griechischen ἡδονή vollständiger ausdrückte als *voluptas*. Bei diesem Worte denkt sich ieder, der lateinisch versteht, zweierlei: 1) das was die Lateiner *lætitia* nennen, Freude in der Seele, und 2) ein angenehmes Gefühl von jenem Wohlbehagen im Körper, was man *iucunditas* nennt. So braucht eine Person bei Trabea das Wort *lætitia*, um eine ausgelassene Seelen-*voluptas* auszudrücken; und in dem nemlichen Sinne sagt einer bei Cæcilius von sich, *omnibus lætitiis lætum se esse*. Nur ist hier der Unterschied, daß *voluptas* auch für eine

fehlerhafte Eigenschaft des Gemüths gilt; dies glauben wenigstens die Stoiker, und umschreiben sie daher: ein vernunftloses Aufbrausen einer Seele, die sich den Genuß eines großen Gutes einbildet; dahingegen die Wörter *lætitia* und *gaudium* nie vom Körper gesagt werden. Allen Latein redenden Menschen ist *voluptas* die Empfindung eines irgend einen Sinn rührenden Wohlbehagens. Dieses Wohlbehagen, die lateinische *iucunditas* können Sie auch von der Seele gebrauchen. Denn *iuvare* und das davon abgeleitete *iucundum* wird von beiden gesagt. Nur müssen Sie folgenden Unterschied gelten lassen. Wenn einer von angenehmen Empfindungen durchdrungen ausruft:

Ich bin ganz außser mir, so voll bin ich der Freude.

und ein anderer im tiefsten Gefühle des Schmerzes seufzet

Ach jetzt zerreißt die Flamme mir das Herz.

so ist das Bekenntniß eines dritten

*Ganz kürzlich erst sind wir bekannt
einander worden,*

der Ausdruck eines Mittelzustandes, in welchem der Mensch weder Freude noch Schmerz empfindet. Und auf eben die Weise steht zwischen dem einen, der sich in dem Genusse eines gewünschten körperlichen Lustgefühls befindet, und zwischen dem andern, der von den empfindlichsten Schmerzen gepeinigt wird, derjenige mitten inne, der weder eines Lustgefühl noch diese Schmerzen hat. (5) Meinen Sie nun, daß ich Kenntniß von Wörterbedeutungen habe? oder soll ich etwa noch in die griechische und lateinische Schule gehn? Gesetzt aber auch, ich verstünde, trotz meiner, wie es scheint, hinlänglichen griechischen Sprachkenntniß, den Epicur doch nicht; so gebe ich Ihnen zu überlegen, ob die Schuld nicht an dem Schriftsteller liege, der sich so ausdrückt, daß man ihn nicht verstehen kann. Es giebt zwei Fälle, in welchen das untadelhaft ist, einmal, wenn man

esabsichtlich thut, wie Heraclitus, der deshalb den Beinamen Scoteinos, der dunkle, erhielt, weil er sich in seinen Untersuchungen über die Natur zu räthselhaft ausdrückte; und zweitens, wenn die Unverständlichkeit des Ausdrucks nicht von den Worten, sondern von der Dunkelheit der Sachen herrührt, wie das im Timæus des Plato der Fall ist. Allein Epicur hatte meines Erachtens gewiß den besten Willen, sich deutlich und verständlich auszudrücken. Auch ist sein Gegenstand weder aus dem dunkeln Reiche der Physik, noch aus dem tief-sinnigen Gebiete der Mathematik genommen. Er spricht ja von einer ganz klaren, leichten und weltbekannten Sache. Doch ihr behauptet ja auch nicht, daß uns die Bedeutung des Wortes *voluptas* fremd wäre; ihr glaubt nur, wir wüsten nicht, was Epicur darunter versteht. Daraus folgt nun freilich nicht, daß uns der Sinn dieses Wortes unbekannt ist; es folgt nur, daß Epicur seine eigne Sprache führt, ohne sich um

die unsrige zu bekümmern. Will er nichts anders als Hieronymus, der ein schmerzfreies Leben für das höchste Gut erklärt; warum nennt er das höchste Gut Wohlgefühl, und nicht lieber auch Schmerzlosigkeit wie Hieronymus, der doch auch weiß, was er sagt? Wenn er aber das Wohlgefühl des schmerzlosen Zustandes von dem Wohlgeföhle des wirklichen süßen Genusses dadurch unterscheidet, daß ienes in Ruhe, dieses in Bewegung seyn soll; was will er damit? Kann er machen, daß irgend ein Mensch, der sich seiner bewust ist, das heist, der von seiner innern Natur und seinen Empfindungen eine deutliche Kenntniß hat, den Zustand der Schmerzlosigkeit und den Zustand des Wohlgeföhls für einerlei halten wird? Mein lieber Torquat, das heist die Stimme unsrer klaren Empfindungen überschreien, und uns Begriffe, die wir mit gewissen Wörtern verbinden, gewaltsam aus der Seele herausreißen wollen. Wer sieht nicht, daß in der

Natur folgende drei Zustände Statt finden, 1) der Zustand der angenehmen Empfindung; 2) der Zustand des Schmerzes; und 3) ein Zustand von der Art, worinne wir uns diesen Augenblick befinden. Denn weil wir ietzt nicht schmauſen, aber auch nicht auf der Folter liegen, so sind wir in dem Falle, daß wir weder sehr angenehme noch schmerzhaftige Empfindungen haben; und Sie werden mir doch hoffentlich einräumen, daß es eine unbeschreiblich große Menge Menschen giebt, die sich in demselben Mittelzustande befinden, und weder eigentliches Wohlgefühl, noch Schmerz haben?

Torq. Nein, das glaube ich durchaus nicht, sondern ich behaupte, wer keinen Schmerz hat, der befindet sich im Zustande des höchsten Wohlgefühls.

Ich. Wer also, ohne selbst Durst zu leiden, dem andern die Limonade braut, der soll kein geringeres Wohlgefühl dabei haben, als der Durstige, der sie trinkt?

Torq. Lassen Sie uns das Fragen einstellen, wenn ich bitten darf. Ich erklärte mich gleich Anfangs dagegen, weil ich voraussah, daß es dergleichen dialectische Schlingen setzen würde.

Ich. Sie wollen also unsere Untersuchung lieber rhetorisch als dialectisch eingerichtet haben?

Torq. Als ob ein Vortrag ohne Frage und Antwort bloß für den Redner, und nicht auch für den Philosophen gehörte!

Ich. Wenigstens machte hier Zeno der Stoiker einen Unterschied. Er theilte, wie das schon vor ihm Aristoteles that, die gesammte Beredsamkeit in die rhetorische und dialectische ein. Jene verglich er mit einer ausgebreiteten flachen Hand, diese mit einer zusammengeballten Faust, weil dem rhetorischen Vortrage Ausführlichkeit, dem dialectischen hingegen Kürze und Eingeschränktheit eigen sey. Ich will also Ihren Wunsch erfüllen. Ich will den Versuch machen, in rhetorischer Form zu sprechen, wie sie, versteht sich,

den Philosophen kleidet, nicht, wie sie der gerichtliche Redner nöthig hat, der zuweilen seinem Publikum zu Gefallen, selbst seine feinern Einsichten verleugnen muß. Da aber Epicur die Dialectik verachtet, die einzige Wissenschaft, die uns nicht allein mit richtigen Begriffen der Dinge bekannt, sondern auch fähig macht, jeden Gegenstand richtig zu beurtheilen, und in bestimmter Ordnung darüber zu sprechen, so ist dies, meines Erachtens, die Ursache, warum es seinem Vortrage an einem ruhigen festen Gange, und den Ideen, die er vortragen will, an wissenschaftlicher Bestimmtheit fehlt. Das ist auch gegenwärtig der Fall. Das höchste Gut, sagt ihr, ist das Wohlgefühl. Hier muß also bestimmt werden, was Wohlgefühl heist: denn sonst kann keine Untersuchung über diesen Gegenstand Statt finden. Hätte Epicur das gethan, er würde seiner Sache weit gewisser seyn. Er würde entweder mit Aristippus unter dem Wohlgefühl iene angenehme sinn-

liche Empfindung verstehen, die alle Thiere des Feldes, wenn sie reden könnten, Wohlgefühl nennen würden; oder, wenns ihm nun einmal beliebte eine andere Sprache zu reden, als

Die sämmtlichen Danaer und Mycener, und das Attische Völkchen,

und als die übrigen Griechen, die in diesen Anapästen ferner erwähnt werden; so würde er die Aristippische Erklärung ganz beiseite setzen, und nur seine Schmerzlosigkeit Wohlgefühl nennen; oder, wollte er sich für beides erklären, wie er auch wirklich thut, so würde er Schmerzlosigkeit und Wohlgefühl mit einander verbinden, und zwei höchste Güter annehmen. Mehrere große Philosophen haben von dergleichen Verbindungen Gebrauch gemacht. So verbindet Aristoteles, Tugend und Lebensglück; Callipho, Sittlichkeit und Wohlgefühl; Diodorus, Sittlichkeit und Schmerzlosigkeit. Und so hätte auch Epicur den Hieronymischen Grundsatz

mit dem alten Aristippischen verbinden können. Diese beiden Philosophen fochten gegen einander: deswegen nahmen sie verschiedene höchste Güter an. Beide verstanden aber sehr gut griechisch. Daher sagt Aristippus nie, daß sein höchstes Gut, die *voluptas*, in Schmerzlosigkeit bestehe; und Hieronymus nennt diese, welche ihm das höchste Gut ist, nie *voluptas*: er schließt letztere sogar von den Gegenständen des menschlichen Begehrens aus. Keinen Schmerz haben, und im Zustande des Wohlgefühls sich befinden, in diesen beiden Sätzen sind nicht nur die Worte verschieden, es sind auch zwei ganz verschiedene Sachen darinn enthalten. Beides drückt ihr aber nicht allein mit einem Worte aus, — das liefs ich allenfalls noch gelten — sondern ihr wollt sogar, was doch eine baare Unmöglichkeit ist, aus zwei ganz verschiedenen Dingen, eins machen. Da Epicur beide Ideen aufnimmt, so hätte er sie, wie gesagt, auch als zwei verschiedene

Güter aufführen sollen. In Rücksicht der Sache thut er das auch; nur unterscheidet er sie nicht durch den Ausdruck. An mehreren Orten spricht er von der *voluptas* in dem nemlichen Sinne, den wir alle mit diesem Worte verbinden. Er sagt sogar, daß er sich von einem Gute, was sich nicht auf jene Aristippische *voluptas* gründe, durchaus keine Vorstellung machen könne, und er sagt das an einer Stelle, wo offenbar vom höchsten Gute die Rede ist. In einer andern Schrift, worinne eine Art von kurzen Kernsprüchen, die wie Orakel der Weisheit aussehen sollen, enthalten sind, liest man folgende Stelle, die Ihnen, Torquat, zuverlässig bekannt ist, — denn welcher Epicuräer sollte nicht Epicurs *νυπικα δοξαι* auswendig wissen — also geben Sie Acht, ob ich sie richtig übersetze. *Wenn der Wollüstling, sagt Epicur, durch alle die Dinge, die ihm Lust und Vergnügen gewähren, dahin gebracht würde, daß er weder Götter, noch Tod, noch*

Schmerz fürchtete, und seine Begierden in Schranken zu halten lernte, dann fände ich an keinem Wollüstlinge etwas zu tadeln: denn in diesem Zustande genösse er immer die angenehmsten Empfindungen, ohne jemals von irgend etwas, das ihn schmerzte oder quälte, das heist, ohne von einem Übel zu leiden.

Triar. (der im Grunde wohl wuste, daß Epicur das gesagt hatte, aber vermuthlich des Torquatus sein la auch gerne hören wollte, und sich hier also nicht länger zurückhalten konnte.)

Lieber Torquat, ich bitte Sie, das sagt Epicur?

Torq. (nicht im geringsten verlegen, und ganz dreist) Mit den nämlichen Worten. Ihr wißt nur nicht, was er sich dabei denkt.

Ich. Wenn er etwas anders dabei denkt, als er sagt, so kann ich ihn freilich nicht verstehn. Er spricht aber deutlich genug. Will er damit sagen, der Wollüstling sey nicht zu tadeln, wenn er weise sey, so sagt er eine

Ungereimtheit: gerade als wollte er behaupten, wenn ein Mörder keine bösen Begierden hätte, und weder vor Göttern noch vor dem Tode noch vor dem Schmerze zitterte, dann wäre an einem Mörder nichts auszusetzen. Was soll die Einschränkung, wenn von einem Wollüstlinge die Rede ist? oder was soll es nützen, sich den Fall zu denken, daß ein großer Philosoph die Ausschweifungen des Wollüstigen unter der Bedingung nicht misbilligen würde, wenn dieser Wollüstige sich nur in andern Stücken gut aufführe? Müßte nicht Epicur, da er die Schmerzlosigkeit für das höchste Wohlgefühl erklärt, selbst alle die Wollüstlinge tadelhaft finden, die auf den Genuß ieder Art von Lustgefühl Jagd machen? Es dürfte wohl Ausschweifende genug geben, die ohne sich einen Gewissensscrupel darüber zu machen, aus einer geweihten Schlüssel zulangem, die ohne den mindesten Anfall von Todesschauer dem Verfasser der Hymnis die Worte nachsprechen:

Mir gnügt ein Leben von sechs Mon-
den

Den siebenden versprech' ich mich
im Orkus.

und die sich aus der Epicurischen Haus-
apotheke die Recepte verschreiben: ein
großer Schmerz, ein kurzer Schmerz:
ein langer Schmerz, ein leichter
Schmerz. Wie aber ein ausschweifender
Wollüstling geordnete Begierden
haben kann, das begreife ich nicht.
(8) Und was will also Epicur mit seiner
Erklärung: *ich würde an keinem Wol-*
lüstlinge etwas zu tadeln haben, wenn
er geordnete Begierden hätte. Das
heist so viel als: *ich würde keinen Lie-*
derlichen tadeln, wenn er kein Lieder-
licher wäre. Auf diese Art könnte man
auch mit dem ärgsten Schurken sehr
wohl zufrieden seyn, wenn er ein recht-
schaffener Mann wäre. Der strenge
Epicur findet sonach den Hang zur
Wollust an sich selbst nicht tadelhaft;
und warlich, Torquat, Epicur hat Recht,
wenn Wohlgefühl das höchste Gut ist,

Man muß sich nur nicht, wie ihr, Ausschweifende denken, die auf den Tisch speien, die man von den Gelagen nach Hause tragen muß, die sich den andern Tag, ehe sie noch den Rausch ausgeschlafen haben, wieder betrinken, die, wie man im gemeinen Leben sagt, die Sonne nie aufgehen und nie untergehen gesehen haben, und wenn ihr Vermögen durchgebracht ist, Betteln gehen. Kein Mensch glaubt, daß Liederliche dieser Art ein angenehmes Leben führen. Es giebt noch eine Gattung von sehr reinlichen und eleganten Schlemmern, die auf die geschicktesten Köche und Bäcker halten, und von Fischen, Flügelwerk, Wildpret immer das delikateste genießen, ohne sich ungebührlich damit zu überladen, Menschen, wie sie Lucilius schildert

*quibu' vinum defusum e pleno; lirsiphon cui neque demsit vis, nec sacculus abstulerit; adhibentes ludos — *)*

*) Die Glückseligkeit aus einem vollen Fasse

und wie die Delikatessen weiter lauten, von denen Epicur sagt, daß er ohne ihren Genuß nicht wisse, was ein Gut seyn solle. Man gebe ihnen auch noch obendrein schöne Slaven, die bei Tische aufwarten, Teppiche, Silbergeschirr, korinthische Kunstwerke, Zimmer und Palläste, wie sie sich für diesen Geschmack schicken. Ich meines Orts möchte demungeachtet nie behaupten, daß Ausschweifende von diesem Schlage ein beneidenswertes oder glückliches Leben führen. Daraus folgt nicht, daß Wohlgefühl kein Wohlgefühl, sondern, daß dieses Wohlgefühl nicht das höchste Gut ist. Auch wurde Lælius, der

zu trinken, dessen edle Flüssigkeit weder durch Näscher noch durch Verfälscher an Kraft oder Inhalt etwas gelitten hat, dies ist es hauptsächlich, was der Dichter schildert. Zu zeigen, in wie fern dieser Sinn in den Worten liegt, wäre der Absicht des gegenwärtigen Buchs zuwider. Ich verweise daher auf die nur vor kurzen erschienene Ausgabe dieser Ciceron. Bücher *de Fin.* von Bremi, wo man eine vollständige Worterklärung findet.

Schüler eines Diogenes und Panætius, nicht um deswillen der Weise genannt, weil er nicht gewulst hätte, was gut schmeckt, — denn es folgt ia nicht, daß bei einem Menschen, dem es im Kopfe und Herzen an nichts fehlt, gerade die Zunge verwarloset seyn müsse — sondern weil er sich nichts daraus machte.

*O Lapathum, wie wohl mußt einem
bei dir seyn!*

*In dieses laute Lob brach Lælius der
Weise*

*Oft aus, und nannte unsre Schlem-
mer uns der Reihe nach,
vortrefflich von dem weisen Manne!
Und wie wahr ist folgende Äuserung!*

*Gallonius, du Schlemmer! du un-
glücklicher!*

*Nie wirst du deines Essens froh, seit-
dem auf Squillen du*

*Und ungeheure Acipenser all' dein
Geld verwendest.*

Lælius, der auf Sinnlichkeit so wenig hält, sagt hier, ein Mensch, der nur

auf Beförderung dieser Sinnlichkeit ausgehe, werde seines Essens nie froh. Er leugnet nicht, daß Gallonius gern etwas gutes gegessen habe: denn damit hätte er eine Lüge gesagt. Er spricht ihm nur den wahren frohen Genuß ab. Er macht also hier einen sehr gründlichen Unterschied zwischen Wohlgefühl und frohem Genuß. Daraus folgt, wer seines Essens froh wird, der ist auch gern; aber es folgt nicht, daß, wer gern ist, deswegen auch seines Genusses froh werde. Lælius wurde dessen immer froh. Was das heiße, sagt uns Lucilius:

*Gebratnes und gewürztes aß er;
Sein Bestes war jedoch am Tische
Ein gut Gespräch; das machte,
Dass er mit Lust auch aß.*

Lælius kam in der Absicht zu Tische, um das natürliche Bedürfnis der Nahrung mit ruhigem Herzen zu befriedigen. Er hat also sehr Recht, wenn er sagt, Gallonius sey seines Essens nie froh geworden. Er hat Recht, wenn er ihn

einen Unglücklichen nennt; denn er machte sich die Befriedigung seines Gaums zu seinem Hauptgeschäfte. Dafs er gern und mit Lust gegessen habe, spricht ihm kein Mensch ab. Warum wurde er aber dessen doch nicht froh? weil er, um es zu werden, mit Ordnung, mit Mäßigkeit und mit Anstand hätte essen müssen. Statt dessen als er aber unmäßig, unordentlich, ausschweifend und sittenlos. Lælius sagt also nicht etwa, dafs sein *lapathum* an sich delicateser wäre, als des Gallonius seine *acipenser*, sondern er nahm auf Delicatessen gar keine Rücksicht; was er doch gewifs nicht gethan haben würde, wenn er die *voluptas* für das höchste Gut gehalten hätte. Weg also mit der Epicurischen *voluptas*, nicht nur deswegen, damit sie uns nicht aus dem Gleise der Tugend bringe, sondern auch, damit wir, wenn wir von Mäßigkeit im Genusse sprechen, fein konsequent seyn mögen. Wie können wir nun aber Etwas für das höchste Gut des mensch-

lichen Lebens halten, was nicht einmal für den Genuss einer Mahlzeit diesen Sinn haben kann!

(9) Wie lautet nun die dreifache Eintheilung, die unser Philosoph von den Begierden macht? Sie sind ihm entweder natürliche und zugleich nothwendige, oder natürliche und nicht nothwendige, oder endlich keins von beiden. Diese Eintheilung ist fürs erste logisch unrichtig. Denn er macht aus zwei Gattungen drei. Das heisst nicht eintheilen, sondern zerstückeln. Hätte er so gesagt: es giebt zwei Gattungen von Begierden, natürliche und unnatürliche; Die ersten sind wieder von zweierlei Art, nothwendige oder nicht nothwendige; so wäre nichts zu tadeln gewesen. So klingt es, wenn man in der Wissenschaft bewandert ist, die Epicur verachtet. Denn wenn man eine *species* zum *genus* macht, so ist die Eintheilung fehlerhaft. Doch das mag hingehen. Epicur hält einmal auf die Regeln der Dialektik nichts, und spricht

daher unbestimmt. Man muß sich das schon gefallen lassen; wenn es nur mit der Sache selbst seine Richtigkeit hätte. Ich kann aber schon damit nicht zufrieden seyn, (wiewohl ich es auch hingehen lasse) daß ein Philosoph von Mäßigung unmäßiger Begierden spricht. Kann man solchen Begierden ein Maas und Ziel anweisen? Im Gegentheil, weg-schaffen, ausrotten soll man sie. Kann man wohl von einem Ausschweifenden sagen, daß er das auf die rechte Art sey? Sonach gäbe es Geizige, die mit Maase geizig wären; oder Ehebrecher, die eine vernünftige Mittelstrasse hielten; und das wäre der Fall bei jedem Wol-lüstlinge auch. Was ist das für eine Philosophie, die nicht auf gänzliche Tilgung des Lasters dringt, sondern gewisse Grade desselben begünstigt! So sehr ich indessen in iener Eintheilung die richtige Form vermissen, so gern laß ich mir gefallen, daß er darinn von Bedürfnissen der Natur spricht. Nur von dem Ausdrücke *Begierde* müßte

er bei andern Gelegenheiten Gebrauch machen, wo vom Geiz, von Unmäßigkeit, oder sehr großen Lastern die Rede ist, und dann müßte er über solche Begierden den Stab brechen. Dafs übrigens Epicur sich über diese Materie sehr keck und oft erklärt, tadele ich nicht. Ein Philosoph von der Bedeutung und von dem Rufe, wie er, kann sein System dreist vertheidigen.

Weil aber doch Epicur die *voluptas* in dem Sinne genommen, den alle Welt mit diesem Worte verbindet, oft etwas gar zu stark begünstigt, so setzt ihn das nicht selten in die unangenehme Verlegenheit, dafs man ihm zutrauen könne, er werde nun, zum Behufe dieser *voluptas*, im Stande seyn, im Verborgenen alle mögliche Schändlichkeiten zu begehen. Es kann nicht fehlen, dafs ein gewisses natürliches Gefühl von Beschämung, das sich nie unterdrücken läßt, bei ihm rege wird. Er nimmt also seine Zuflucht zu der Behauptung, dafs das grösste mögliche Wohlgefühl nur im

Zustande der Schmerzlosigkeit Statt finde. Macht man ihm die Einwendung, daß man aber doch diesen Zustand nicht Wohlgefühl nenne, so giebt er zur Antwort, der Nahme sey sein geringster Kummer. Sagt man ihm, daß auch die Begriffe verschieden sind, so meint er, er hoffe noch viele oder wohl gar unzählige Menschen zu finden, die weder so pedantisch noch so zudringlich, wie wir, seyn würden, und denen er seine Grundsätze sehr leicht überreden werde. Wenn also die Schmerzlosigkeit das höchste Wohlgefühl ist, so ist ia wohl nicht zu zweifeln, daß der Mangel dieses Wohlgefühls der höchste Schmerz seyn müsse. Warum trifft das aber gleichwohl nicht zu? Weil, nach Epicur, der Gegensatz von Schmerz nicht Wohlgefühl, sondern Schmerzlosigkeit ist. (10) Und doch ahnet er gar nicht, was aus dieser Behauptung folgt. Er, dem ohne sein Wohlgefühl schlechterdings kein Gut gedenkbar ist, er, der es nicht nur in Gaum- und Ohrenkützel, sondern auch

in andern Dingen sucht, die man, ohne ein *salva venia* hinzuzufügen, gar nicht nennen darf; dieser sittsame nüchterne Philosoph begreift nicht, daß man sich nach seinem höchsten Gute eben um deswillen nicht einmal sehnen werde, weil man dessen nach seiner eigenen Anweisung nicht nöthig hat, wenn man von Schmerzen befreit ist. Welche Widersprüche! Hätte Epicur richtig definiren und eintheilen gelernt, hätte er dialektische Bündigkeit und Sprachgebrauch im Kopfe, dann würde er an solchen Klippen nie anstoßen. Was thut er nun? Er macht aus zwei ganz verschiedenen Dingen eins. Er nennt Wohlgefühl, was kein Mensch so nennt. Er nimmt ein bewegliches Wohlgefühl an; denn so bezeichnet er die angenehmen, süßen Lustempfindungen. Bisweilen spricht er so verächtlich davon, daß man glauben sollte, einen M. Lucius sprechen zu hören; und ein andermal behauptet er wieder, es lasse sich, außer ihm, gar kein

höheres Gut denken, eine Behauptung, deren Widerlegung kein Philosoph, sondern vielmehr ein Censor übernehmen sollte, weil sie sich nicht nur auf unrichtige Begriffe, sondern auch auf Unsittlichkeit gründet. Epicur findet selbst einen Wollüstling nicht tadelhaft, wohl zu merken, wenn seine Begierden nur nicht grenzenlos sind, wenn sein Herz nur ruhig ist. Wer ein Wüstling seyn will, muß erst Philosoph werden: mit dieser Lockspeise scheint sich Epicur Schüler anzukirren.

Die erste Spur von einem höchsten Gute findet Epicur, meines Wissens, gleich bei der Entstehung des Geschöpfs. *Sobald das Thier zur Welt gebohren ist, sagt er, freuet es sich seines Wohlgefühls, und trachtet nach seinem Genusse, wie nach dem Besitz eines Gutes; den Schmerz hingegen sucht es, wie ein Übel von sich zu entfernen. Das noch unverdorbene Thier ist aber am fähigsten, Böses und Gutes richtig zu unterscheiden.* Dies sind Epicurs

eigene Worte, die Sie auch selbst bereits so angeführt haben. Wie viel ist hier zu berichtigen! Mit welcher von beiden Arten des Wohlgefühls wird nun das Wiegenkind das höchste Gut und das höchste Übel unterscheiden? mit dem ruhenden — um in der neuen Sprache Epicurs zu reden — oder mit dem beweglichen? Geschieht es mit dem ruhenden, so will die Natur vermuthlich die Zufriedenheit mit ihrem Zustande anzeigen. Dagegen haben wir nichts. Geschieht es aber mit dem beweglichen, wie ihr doch wollt, so wird kein Genuss von Lust, wäre es auch die schändlichste, ungenossen bleiben dürfen; zumal da das neugebohrne Geschöpf nicht mit dem Gefühle desienigen höchsten Gutes, das Sie Schmerzlosigkeit nennen, anfängt. Indessen hat auch Epicur selbst weder von neugebohrnen Menschen, noch von Thieren, die ihm Spiegel der Natur sind, behauptet, dass sie dieses Wohlgefühl der Schmerzlosigkeit instinktmälsig begehren. Denn

der Zustand der Schmerzlosigkeit kann das Begehrungsvermögen der Seele nicht aufregen; er veranlaßt keinen Reiz, wodurch die Seele zum Begehren gestimmt würde. Dieser Reiz ist nur demjenigen Gefühle eigen, das die Sinne angenehm kitzelt. Wenn daher Epicur beweisen will, daß die Begierde nach Wohlgefühl natürlich sey, so beweist er es immer damit, daß sowohl kleine Kinder als iunge Thiere nicht nach ienem ruhenden Wohlgeföhle, welches in der bloßen Schmerzlosigkeit besteht, sondern nach dem beweglichen trachten. Wie reimt sich es aber, ein anderes Wohlgefühl natürlich zu finden, und wieder ein anderes zum höchsten Gute anzunehmen?

Meines Erachtens können unvernünftige Thiere hier gar nichts entscheiden. Denn wenn sie auch durch nichts verdorben worden sind, so können sie doch von Haus aus schlecht seyn. Etwas anders ist ein Stock, den ich mit Fleis krumm gebogen habe, und etwas anders

ein Stock, der krumm gewachsen ist. So ist es auch mit den Thieren. Sie sind freilich durch keine schlechte Behandlung verdorben, aber sie sind es vielleicht ihrer Natur nach. Auch ist es nicht der Trieb nach dem Genusse eines Wohlgefühls, den das Kind mit auf die Welt bringt, sondern nur die Anlage zur Selbstliebe, und der Trieb zur Selbsterhaltung. Jedes lebendige Geschöpf fühlt, sobald es gebohren ist, eine Art von Liebe zu seinem Ich, und zu allen seinen Bestandtheilen. Vorzüglich äußert sich diese Liebe gegen die zwei wichtigsten Bestandtheile seines Wesens, die Seele und den Körper, dann aber auch gegen beider ihre Theile. Denn sowohl die Seele als der Körper haben gewisse vorzüglich hervorstechende Eigenschaften. Sobald nun das Kind diese nur dunkel wahrgenommen hat, so fängt es an zu unterscheiden. Es fühlt eine Zuneigung gegen sein natürliches Grundeigenthum, und eine Abneigung gegen den Verlust desselben.

Ob nun zu diesem angebohrnen Eigenthume auch das Wohlgefühl mit gehöre oder nicht, ist eine große Frage. Wer aber weder Glieder, noch Sinne, noch Äußerung von Seelenfähigkeit, noch körperlichen Wohlstand und Gesundheit dazu rechnen, sondern blos ienes Wohlgefühl dafür annehmen wollte, der würde, meines Erachtens, den höchsten Grad von Unwissenheit verrathen. Hier sind wir an der Quelle, aus welcher alle Bestimmung des Guten und Bösen nothwendig entspringen muß. Schon vor Aristoteles erkannte Polemo die von mir angeführten Eigenschaften unsers Wesens für das erste Grundeigenthum der Natur. Daher entstand der Grundsatz der alten Academiker und Peripatetiker, das höchste Gut bestehe darinn, daß der Mensch der Natur gemäß lebe, das heißt, daß er, an der Hand der Tugend, iene natürlichen Grundanlagen seines Wesens genieße. Callipho verbindet mit der Tugend nichts weiter, als das Wohlgefühl:

Diodorus nur den Zustand der Schmerzlosigkeit. Aristippus nennt blos die *voluptas*: die Stoiker, die Übereinstimmung mit der Natur. Diese soll sich auf Tugend, das heisst, auf sittliche Pflichtbefolgung gründen, die, ihrer Erklärung zu Folge, darinne besteht, daß der Mensch mit richtiger Einsicht in den Gang der Natur dasjenige wählt, was der Natur gemäß, und flieht, was ihr zuwider ist. Auf diese Art giebt es also 1) drei Bestimmungen des höchsten Gutes, ohne den Beisatz von Sittlichkeit, von Aristippus oder Epicur, von Hieronymus, und von Carneades; 2) drei dergleichen, worinne Sittlichkeit mit irgend einem Beisatze als höchstes Gut aufgeführt wird, von Polemo, Callipho, Diodorus; endlich 3) die einfache Bestimmung des Zeno, der sein *decus*, welches soviel als *honestas* ist, als höchstes Gut darstellt. Pyrrho, Herillus, Aristo, gelten schon lange nichts mehr. Die übrigen bleiben wenigstens bei einem bestimmten Sinne ihrer Be-

hauptungen, wie ihn z. B. Aristippus seinem Wohlgeföhle, Hieronymus seiner Schmerzlosigkeit, und Carneades seiner Folgsamkeit gegen die Grundanlagen der Natur, gab. Auch Epicur nennt das höchste von der Natur selbst angewiesene Gut, Wohlgeföhl. Nahm er das Wort in dem Sinne, wie Aristippus, so hätte er dabei bleiben sollen. Wollte er es aber in dem Sinne, wie Hieronymus, angenommen wissen, so hätte er ihm nie iene Aristippische Bedeutung geben sollen.

(12) Wenn Epicur sagt, es lasse sich schon mit Hülfe der Sinne beurtheilen, daß das Wohlgeföhl ein Gut, und der Schmerz ein Übel sey, so räumt er den Sinnen mehr ein, als uns, wenn wir, wie hier der Fall ist, in unsern eigenen Angelegenheiten Richter sind, die Gesetze verstatten. Wir können über nichts entscheiden, als worüber uns ein Urtheil zukommt; und es ist also ganz überflüssig, wenn dergleichen Richter ihre Urtelsentenz mit dem Zusatze begleiten, *wofern ich darüber*

urtheilen kann. Denn wenn das nicht der Fall ist, so kann auch durch ienen Zusatz das Urtheil nicht gültiger werden. Was für Dinge gehören aber für das Forum der Sinne? Weiter nichts, als das süße und das bittere, das glatte und rauhe, das nahe und entfernte, das stillstehende und bewegte, das viereckigte oder runde.

Wie wird nun der Urtheilsspruch der gesunden Vernunft lauten? Unterstützt von iener Wissenschaft aller göttlichen und menschlichen Dinge, oder mit einem Worte, von der Weisheit, unterstützt ferner von allen Tugenden, welche sie sich nicht, wie die Epicuräer als Handlangerinnen und Dienerinnen der Lustgefühle, sondern als die obersten und alleinigen Gebieterinnen der ganzen vernünftigen Schöpfung denkt, wird die Vernunft den Ausspruch thun, daß das Wohlgefühl weder für sich allein, noch auch in Verbindung mit der Sittlichkeit zum Range des höchsten Gutes, von welchem jetzt die Rede ist.

erhoben werden dürfe. Eben so wird sie auch über den Zustand der Schmerzlosigkeit urtheilen. Sie wird also den Carneades mit seiner Bestimmung abweisen. Sie wird jede Bestimmung eines höchsten Gutes verwerfen, das sich entweder auf Wohlgefühl oder auf Schmerzlosigkeit gründen soll, oder alle Sittlichkeit ausschließt. Sie wird nur folgende zweierlei Vorstellungen wählen, und sich mit ihrer Untersuchung ganz vorzüglich beschäftigen: sie wird entweder 1) behaupten, nur das sittlich Gute sey unsers höchsten Bestrebens, und das sittlich Böse unsers höchsten Abscheues würdig; auf alles andere, was man Güter nenne, komme soviel nicht an, daß man es gerade mit der höchsten Anstrengung suchen, oder mit dem äusersten Abscheu fliehen müsse, sondern man könne davon manches nach Belieben benutzen, oder auch Verzicht darauf thun: Oder sie wird 2) derienigen Bestimmung des höchsten Gutes vor andern den Vorzug geben, bei welcher

theils sittliche Güte, theils Folgsamkeit gegen die ersten Forderungen der Natur, und günstige Lebensverhältnisse in Anschlag gebracht sind. Und diese ihre Untersuchungen werden ihr um so weit besser gelingen, wenn sie erst zu der Einsicht gelangt seyn wird, ob die bisherigen Streitigkeiten über diesen Gegenstand in den Sachen oder in den Worten gegründet waren.

(13) Dem Beispiele dieser unbefangenen Vernunft will auch ich folgen. Ich will, so viel möglich, allem Streite ein Ende machen. Bestimmungen des höchsten Gutes, in welchen die Tugend fehlt, werde ich ohne Umstände aus dem Gebiete philosophischer Untersuchungen sammt und sonders hinausweisen. Hier wird die Reihe zuerst den Aristippus, und die sämtlichen Cyrenaiker treffen, die den Zustand der Schmerzlosigkeit gar keiner Rücksicht werth halten, und sich nicht entblöden, ein ganz sinnliches Lustgefühl zum höchsten Gute zu stempeln. Diese Herrn

wissen wohl nicht, daß der Mensch, dem zur völligen Gottähnlichkeit nichts als die Unsterblichkeit fehlt, wie Aristoteles sagt, zum Denken und Handeln so absichtlich, wie das Pferd zum Laufen, der Stier zum Ackern, und der Hund zum Spüren, geschaffen ist. Sie meinen also, dieses göttliche Geschöpf könne, wie das dumme unvernünftige Vieh, seine Bestimmung nur durch Fressen und Geschlechtsfortpflanzung erfüllen; was meines Erachtens baarer Unsinn ist. So viel, und kein Wort weiter, gegen einen Philosophen, wie Aristippus, der ienes Lustgefühl nicht nur für das höchste, sondern auch für das einzige Gut hält. Zwar hat das Wort *voluptas* auch für uns nur diese einzige Bedeutung, die ihr Epicuräer jedoch nicht anerkennt. Allein Aristippus giebt seinem Lustgeföhle eine schlechte Anwendung. Weder der Körperbau, noch die herrlichen Geistesfähigkeiten des Menschen lassen uns schliessen, daß er einzig und allein zum

Genüsse sinnlicher Lust geschaffen sey. Eben so wenig kann man die Meinung des Hieronymus billigen, der, wie ihr zuweilen, oder vielmehr noch zu oft thut, den Zustand der Schmerzlosigkeit für das höchste Gut erklärt. Denn wenn der Schmerz ein Übel ist, so ist die bloße Freiheit von diesem Übel zur Glückseligkeit keinesweges hinlänglich. Ennius sagt wohl auch

*Vollauf ist da des Guten, wo kein
Böses ist.*
Allein, wir halten es für vernünftiger, das Glück des Lebens nicht auf Befreiung von dem Übel, sondern auf den Genuß des Guten zu gründen, und letzteres nicht, wie Aristippus, in einem müßigen Genuß von Lustgefühlen, sondern in Thätigkeit und in der Übung unsrer geistigen Kräfte zu suchen. Ähnliche Ausstellungen lassen sich gegen das höchste Gut des Carneades machen, das er nicht sowohl deswegen annahm, um es als höchstes Gut zu empfehlen, als vielmehr um den Stoikern, mit

welchen er Krieg führte, etwas entgegen zu setzen. Indessen ist es doch von der Beschaffenheit, daß man es in der Verbindung mit Tugend wohl für fähig halten könnte, die Forderungen eines glückseligen Lebens, worauf es bei gegenwärtiger Untersuchung ankömmt, vollkommen zu erfüllen. Denn diejenigen, welche mit der Tugend entweder sinnliches Wohlgefühl, wovon die Tugend so wenig hält, oder Schmerzlosigkeit verbinden, die selbst bei der Befreiung vom Übel nie zum höchsten Gute werden kann, empfehlen durch diese Verbindungen ihr System noch weit weniger; und ich begreife durchaus nicht, warum diese Philosophen mit dem, was sie der Tugend zur Gesellschaft geben, so ärmlich und karg thun. Gerade als ob Geldkosten dabei zu ersparen wären, wählen sie für diese Gesellschaft erstlich die allerschlechtesten Ingredienzien, und lesen zweitens aus der ganzen Summe iener ersten Naturforderungen, die sie unzertrennt bei-

behalten sollten, nur einzelne aus. — Gegen Aristo und Pyrrho, die diese Forderungen gar keiner Rücksicht würdigen, und zwischen dem vollkommensten Wohlbefinden, und dem schmerzlichsten Krankheitsgeföhle schlechterdings keinen Mittelzustand statuirten, ist man schon längst nicht mehr zu Felde gezogen. Denn indem sie die Tugend so ganz ausschliessend zum höchsten Gute annehmen, dafs sie ihr gänzlich die Freiheit rauben, von etwas aufser sich Gebrauch zu machen, und indem sie ihr dadurch theils alle Veranlassungen, sich zu äufsern, theils alle fernere Nahrung und Stützen abschneiden, so machen sie die Tugend selbst unmöglich, auf die sich doch ihr ganzes System gründet. — Herillus bestimmte Wissenschaft zum höchsten Gute. Allerdings ist das ein Gut; allein es ist weder eins der vorzüglichsten, noch auch von der Beschaffenheit, dafs es zu einer vollständigen Lebensnorm dienen könnte. Daher ist Herillus auch schon lange

vergessen. Chrysippus war der letzte, der gegen ihn schrieb. (14) Ich hätte es also nur noch mit euch Epicuräern zu thun. Mit den Akademikern kömmt man vollends nie zum Zwecke, weil sie nichts für gewis halten, und vermöge dieses Mistrauens gegen alle Wahrheit, bloß nach der Wahrscheinlichkeit urtheilen. Indessen ist auch mit dem Epicur der Streit um deswillen so schwürig, weil er eine doppelte Art von Wohlgefühl annimmt; weil nicht nur er selbst, sondern auch seine Freunde, und mehrere Philosophen nach ihm ienen Grundsatz in Schutz genommen haben; und endlich, weil er, auf eine ganz ungreifliche Weise, den großen Haufen, der doch so etwas am wenigsten beurtheilen kann, auf seiner Seite hat. Widerlegen wir diese Partheigänger nicht, dann ist es um Tugend, und um allen wahren moralischen Menschenwerth geschehen. Wenn ich also von den Grundsätzen der übrigen Philosophen außer Epicur keine Notiz nehme,

so habe ich es eigentlich nicht weiter mit Torquatus zu thun, sondern es gilt den Wettkampf zwischen Tugend und Lustgefühl, einen Kampf, den auch der scharfsinnige und gründliche Chrysippus so wichtig findet, daß er von ihm die ganze Bestimmung eines Begriffs vom höchsten Gute abhängig glaubt.

Ich will euch Epicuräer jetzt mit einem Gute bekannt machen, das bloß um seiner innern Vortrefflichkeit willen unsers Bestrebens nach ihm würdig ist, und ich bin überzeugt, euer ganzes Gebäude soll dagegen zusammenfallen. Es heißt das *honestum*, oder das sittlich Vollkommene. Ich werde in aller Kürze, wie es unsere eingeschränkte Zeit verlangt, das Wesen desselben entwickeln, und dann, Torquat, wofern mir mein Gedächtniß treu bleibt, wieder auf Ihre Behauptungen zurückgehen.

Sittlich vollkommen nennen wir, was ohne Hinsicht auf Nutzen, Belohnungen, oder Vortheile, an und durch sich selbst vortrefflich und schätzenswerth ist,

Allerdings läßt sich zwar das Wesen desselben schon aus dieser Erklärung beurtheilen. Allein noch deutlicher erhellet es theils aus der Einmüthigkeit, womit ieder Mensch dessen Werth anerkennt, theils aus dem Betragen und den Handlungen aller derer, welche manches bloß deswegen thun, weil es edel und recht und gut ist, wenn sie gleich voraussehen, daß ihnen daraus kein Vortheil erwachsen werde. Der Mensch zeichnet sich nemlich, außer vielen andern Vorzügen, die er besitzt, vor den Thieren des Feldes hauptsächlich dadurch aus, daß er von der Natur eine vernünftige Seele erhalten hat. Dieses geistige Wesen ist ununterbrochen wirksam und thätig; es überschauet in sich hunderterlei Dinge mit der größten Schnelligkeit auf einmal; es ist so zu sagen, von prophetischer Art; es bemerkt Ursachen und Wirkungen, nimmt Ähnlichkeiten wahr, bringt sich das Entfernteste in seine Nähe, knüpft die Zukunft an die Gegenwart, und hat die

Fähigkeit, die Zustände seiner ganzen künftigen Existenz zu berechnen. Dafs der Mensch gesellig ist, dafs er einen Drang fühlt, sich mit seines Gleichen durch die Bande des Blutes, durch Sprache, durch Umgang näher zu verbinden; dafs er diese zärtliche Geselligkeit nicht bloß auf seine nächsten Familienverwandten und Angehörigen einschränkt, sondern sie nun auch weiter wirken läßt, sich erst in Verhältnisse des Bürgers, dann in den weiten Zirkel der ganzen Menschheit einmischt, dafs er es endlich, wie Plato an Archytas schreibt, für seine Bestimmung hält, nicht bloß sich allein, sondern auch seinem Vaterlande, seinen Angehörigen zu leben, und ihnen einen beträchtlichen Theil seiner Kräfte zu widmen: dies alles sind Wirkungen seiner Vernunft. Der Mensch fühlt ferner einen starken Drang nach Wahrheit und deren Erkenntniß. Ein deutlicher Beweis davon liegt schon darinn, dafs uns in geschäftlosen Stunden, oft eine Begierde an-

wandelt, von Begebenheiten und Zuständen der überirdischen Welt unterrichtet zu seyn. Kraft dieser Naturanlage schätzen wir alles, was sich auf Wahrheit gründet, z. B. Offenheit, Festigkeit des Charakters, und hassen im Gegentheil alle Wirkungen der Lügenhaftigkeit, der Falschheit und der Unzuverlässigkeit, als Betrügerei, Meineid, Tücke, Bosheit. Endlich liegt in unserer vernünftigen Natur auch der Keim zu einem gewissen edlen Stolze, zu einer gewissen Erhabenheit, die uns zum Befehlen geneigter, als zum Gehorchen macht, kraft deren wir fähig sind jedes menschliche Misgeschick nicht nur erträglich, sondern sogar unbedeutend zu finden, in allen Fällen unerschrocken, bestimmt, und unüberwindlich zu seyn. Auser diesen drei Bestandtheilen der sittlichen Vollkommenheit giebt es noch einen vierten, der eben so vortrefflich und von ienen drei ersten unzertrennlich ist; Er gründet sich auf Ordnung und Mäßigung. Beide empfehlen sich ur-

sprünglich beim Anblick schöner Verhältnisse in Körpern und Figuren. Von da trug man ihre Idee auf Sittlichkeit der Worte und Handlungen über. In Verbindung mit ienen drei obenbenannten sittlichen Eigenschaften hat nun diese Tugend der Ordnung und Mäßigung die Wirkung bei dem Menschen, daß er sich vor allem gedankenlosen Leichtsinne hütet, daß er sich nie erlaubt, jemanden mit Worten oder mit der That muthwilliger Weise zu schaden, und daß er endlich sich nie entschließen kann, etwas zu thun oder zu sagen, was Mangel an Gesetztheit und Würde verrathen könnte.

(15) In diesen Zügen haben Sie, Torquat, das vollendete Bild der sittlichen Vollkommenheit, deren Bestandtheile die auch von Ihnen erwähnten vier Haupttugenden ausmachen. Ihr Epicur sagt nun, „er wisse schlechterdings nicht, was alle dieienigen, welche diese *honestas* für das höchste Gut er-

klären, sich dabei denken könnten. Denn wenn sie das höchste Gut seyn solle, ohne irgend ein Wohlgefühl zu gewähren, so sey es ein Wort ohne Sinn, bei welchem sich selbst die Urheber dieses Systems nichts zu denken vermöchten. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche bezeichne man damit nichts weiter als die Achtung, worinne jemand bei dem größern Publikum steht. Diese Achtung sey oft schon an sich selbst angenehmer, als die reizendsten Lustgefühle; indessen strebe man doch auch deswegen darnach, um durch sie angenehme Empfindungen zu genießen.“ — Sehn Sie wohl, wie weit wir auseinander sind? Der berühmte Philosoph, der nicht nur in Griechenland und Italien, sondern auch im ganzen übrigen Auslande so große Sensation gemacht hat, dieser Philosoph begreift nicht, was *honestum*, ohne die Idee eines sinnlichen Wohlgefühls, für einen Sinn haben könne, wofern es nicht die Achtung bedeuten solle, die einem aus

dem Munde des lobpreisenden Publikums wiederfährt. Ich glaube, daß es in diesem Sinne sogar etwas sehr schlechtes wäre. Und wenn das auch zuweilen der Fall nicht ist, so kann doch das schlechte dadurch, daß es den Beifall des großen Haufens hat, nicht gut werden. Ist aber Etwas in und durch sich selbst gut und vortrefflich, so heißt es nicht um deswillen *honestum*, weil es den Beifall der Menge hat, sondern weil es an sich selbst schön und gut ist, und auch dann, wenn es kein Mensch in der Welt kennte, und kein Mensch ein Wort davon spräche, dennoch gut und schön seyn und bleiben würde. Daher äußert auch Epicur, gedrungen von einem natürlichen Gefühle, das nie unterdrückt werden kann, an einem andern Orte die von Ihnen kurz vorher erwähnte Maxime, *Non posse vivi iucunde, nisi honeste*. Was nennt er hier *honeste vivere*? Soll es mit dem *iucunde* einerlei seyn? So käme der Satz heraus: *non posse honeste*

vivi, nisi honeste vivatur. Oder meint er damit wieder den Beifall des großen Haufens? Er behauptete sonach, ohne diesen Beifall sey kein glückseliges Leben möglich? — Wie äuserst entehrend, das Schicksal des Weisen vom Urtheile des unweisesten Menschenhaufens abhängig zu denken? Was versteht er also in der angeführten Stelle unter *honestum*? Zuverlässig nichts anders, als was um sein selbst willen gut und vortrefflich ist. Denn nähme er ein sinnliches Lustgefühl als die Bedingung dieser Vortrefflichkeit an, so wäre das doch eine sonderbare Vortrefflichkeit, die man in den Fleischbuden suchen müßte. Nein, Epicür ist der Mann gar nicht, der die *honestas* erst zur alleinigen Bedingung eines glückseligen Lebens machte, und dann wieder behauptete, das *honestum* bestünde in dem ehrenvollen Genusse des Beifalls des großen Publikums, ohne dessen Besitz kein Glück des Lebens möglich sey; oder, *honestum* bedeute überhaupt

etwas anders, als das reine, selbstständige, und in sich, und seinem Wesen nach Gute. (16) Sie selbst, Torquat, schienen die vom Epicur eingeschärfte Maxime, daß ohne Tugend, ohne Weisheit, und Gerechtigkeit kein glückliches Leben möglich sey, mit einer Art von Jubel zu erwähnen. Der hohe vortreffliche Sinn, der in diesen Worten liegt, hob Sie zu einem ungewöhnlichen Enthusiasmus empor. Sie hielten häufig inne, blickten mich an, als wollten Sie mir es feierlich be-
theuern, daß auch Epicur zuweilen der *Honestas* und der *Iustitia* eine Lobrede halte. O es kleidete Sie vortrefflich, Wörter im Munde zu führen, ohne deren Gebrauch und Bedürfnis wir gar keine Philosophie haben würden. Aus Achtung gegen Wörter, die Epicur nur sehr selten in den Mund nimmt, als da sind Weisheit, Unerschrockenheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, haben sich die größten Köpfe dem Studium der Philosophie gewidmet.

Unser schärfster Sinn, sagt Plato, ist der Sinn des Gesichts; und doch können wir die Weisheit nicht sehen. Wie feurig würden wir sie lieben lernen, wenn wir sie mit Augen sähen! Warum das? Ist sie etwa die gewandte Kupplerin, die uns am besten zum Genusse von Lustgefühlen verhelfen kann? Warum ehrt man Gerechtigkeit? Oder woher ist das uralte Sprichwort, *quicum in tenebris* — ? Der Gegenstand, der es veranlasste, war bestimmt; allein sehr allgemein anwendbar ist sein Sinn: *bei allem was wir thun, soll uns die Sache, und nicht der Zeuge bestimmen.*

Wenn Sie behaupten, der Bösewicht würde theils von seinem bösen Gewissen, theils von der Furcht vor entweder schon bestimmter, oder doch in der Zukunft möglicher Strafe gefoltert, so ist das im Grunde soviel als nichts gesagt. Man muß sich hier keinen schüchternen, weichgeschaffenen, oder gutmüthigen Menschen denken, der sich über jede

Kleinigkeit ein Gewissen macht, und bei jeder Gelegenheit zittert und zagt. Nein, einen eigennützigem, gewandtem, abgefeymten Schurken muß man sich denken, der sich darauf versteht, im Verborgenen, und ohne fremde Unterstützung zu betrügen. Sie dürfen nicht glauben, daß ich dabei etwa den L. Tubulus im Sinne habe, der sich bei Gelegenheit einer criminellen Untersuchung, die er als Prätor zu leiten hatte, so offenbar bestechen liefs, daß im folgenden Jahre der Tribun Scævola das Volk veranlaßte, für eine Untersuchung der Sache zu stimmen. Das Volk stimmte, und der Senat trug das Untersuchungsgeschäft dem Consul Cn. Cæpio auf. Tubulus trat augenblicklich aus, ohne sich zu verantworten, denn die Sache war gar zu offenbar. Es ist also hier nicht die Rede von einem überhaupt schlecht handelnden Menschen, sondern von einem, der mit studirter List Böses thut, wie Cn. Pompeius, als er seine Friedenstractaten mit den Numantinern

ableugnete. Es ist auch nicht die Rede von einem Menschen, der bei allem, was er thut, furchtsam und bedenklich, sondern im Gegentheil von einem, der gegen die Stimme seines Gewissens taub ist; wozu es einer sehr leicht bringen kann. Was man einen heimlichen Lügner, einen Verschlossenen nennt, der wird sich nicht nur nicht selbst angeben, sondern wird sich auch wohl so zu benehmen wissen, daß man ihm den aufrichtigsten Abscheu gegen das Böse zutrauen sollte. Denn das ist der Charakter eines solchen Betrügers. Ich habe es mit meinen Ohren gehört, daß Sextilius Rufus seinen Freunden die Nachricht brachte, Q. Fadius Gallus habe ihn zum Universalerben eingesetzt. Das Testament enthielt eigentlich nur die Bitte, daß Sextilius die Erbschaft an die Tochter des Fadius abtreten möchte. Aber Sextilius leugnete das, und er konnte es; denn wer wollte ihm das Gegentheil beweisen. Keiner von uns glaubte es. Es war weit wahrscheinlicher, daß Sex-

tilius, der dabei interessirt war, eine Lüge sagte, als daß die Bitte des Fadius, die er als Vater thun mußte, erlogen seyn sollte. Sextilius setzte noch hinzu, er sey auf die *Lex Voconia* verpflichtet, und getraue sich nicht dagegen zu handeln: er überlasse das übrigen unserer Entscheidung. Ich war noch ein iunger Mensch. Aber es waren mehrere Personen von Bedeutung zugegen, und alle waren der Meinung, die Tochter des Erblassers könne nichts weiter bekommen, als was ihr die *Lex Voconia* zuerkenne. Kurz, Sextilius strich die ganze sehr beträchtliche Erbschaft ein, von welcher er sich nicht einen Heller würde angemaafst haben, wenn er die Maxime befolgt hätte, daß man der Pflicht ieden Vortheil aufopfern soll. Glauben Sie nun wohl, daß Sextilius nach der Zeit Unruhe, oder Gewissensbisse darüber empfunden habe? Nichts weniger als das. Er wurde durch die Erbschaft ein reicher Mann, und das machte ihm Freude. Denn er that sich

etwas darauf zu Gute, nicht nur auf keine gesetzwidrige Weise, sondern sogar durch Begünstigung der Gesetze zu Gelde gekommen zu seyn, was ihr Epicuräer wohl gar mit Leib und Lebensgefahr habhaft zu werden suchet, weil Geld die Schöpferin vieler und hoher Lustgefühle ist. Gleichwie also diejenigen, welche das sittliche Gute für den höchsten Gegenstand ihres Bestrebens halten, sich aus Achtung gegen Pflicht und Tugend zur Ertragung alles möglichen Ungemachs entschliessen: eben so werden Ihre Epicuräer, die das Lustgefühl zum Maasstabe ihres ganzen Thuns und Lassens machen, keine Gefahr scheuen dürfen, um sich recht viel Lustgefühl zu verschaffen, besonders, wenn ein Klumpen Geld zu erwischen, oder eine große Erbschaft zu thun ist, weil man sich für Geld die meisten Lustgefühle verschaffen kann. Ihr Epicur wird, wenn er seinem Systeme treu bleiben will, gerade das thun müssen, was Scipio that, um den Ruhm zu erndten,

der mit Hannibals Zurücktreibung nach Africa verbunden war. Welch ein gefährliches Wagestück unternahm Scipio, nicht um sein Vergnügen zu befördern, sondern blos seiner Pflicht Gnüge zu leisten! Und so wird also auch Ihr Weiser, um sich eines wichtigen Vortheils zu versichern, nöthigen Falles Leib und Leben aufs Spiel setzen müssen. Kann er unbemerkt einen schlechten Streich machen; so wird er das mit Vergnügen thun. Wird er auch darüber ertappt, nun so wird ihn die Strafe nicht sehr kümmern; denn er ist darauf eingerichtet, über Tod und Exil, und auch wohl über Schmerzen zu lachen. Ihr Epicuräer erklärt ja den Schmerz nur dann für unausstehlich, wenn ihr ihn einem Missethäter zur Strafe bestimmt; für sehr leidlich hingegen, wenn ihr den Grundsatz behauptet, dafs der Weise des Guten allezeit mehr habe.

(18) Nehmen Sie ferner an, der schlechthandelnde Mensch wäre nicht nur schlau, sondern auch in einem

hohen Grade mächtig. Denken Sie sich einen Machthaber wie M. Crassus, (der sich freilich auch seine Überlegenheit zu Nutze machte) oder einen, wie gegenwärtig Pompeius, bei dem man sich bedanken sollte, wenn er als ehrlicher Mann handelt. Denn wenn es gleich Wille und Grundsatz bei ihm ist, brav und rechtschaffen zu handeln, so würde ihm doch kein Mensch ein Haar krümmen, wenn er schlecht handeln wollte. Wie viel Ungerechtigkeiten können begangen werden, die niemand bestrafen kann! Wenn Ihr Freund Sie auf dem Todbette bäte, seiner Tochter die Erbschaft auszuantworten, und er hätte diesen Umstand weder erwähnt, wie es Fadius gethan hatte, noch auch sonst irgend jemanden ein Wort davon gesagt, was würden Sie thun? Sie, Torquat, würden die Erbschaft verabfolgen lassen: auch Epicur würde es vielleicht thun; und S. Pæducæus, dieser eben so einsichtsvolle, als brave rechtschaffene Mann, der uns in seinem Sohne eine so wohl

getroffene Copie seines edlen und vor-
trefflichen Characters hinterlassen hat,
that es wirklich. Kein Mensch wufste,
was der Ritter C. Plotius von Nursium
mit ihm verabredet hatte. Er ging aber
von freien Stücken zur Wittwe, machte
ihr ganz unerwartet den Auftrag ihres
verstorbenen Mannes bekannt, und lie-
ferte ihr die Erbschaft aus. Aber eben
darum, weil Sie eben so gehandelt
haben würden, frage ich Sie, ob Ihnen
nicht die überwiegende Kraft unsers
innern natürlichen Gefühls, und der
große Vorzug des letztern vor einer
irrenden Theorie daher einleuchtet,
dafs Sie und mehrere Epicuräer, welche
den Eigennutz oder den Genufs von
Lustgefühlen zum Hauptmaasstabe ihres
Thuns und Lassens machen, sich den-
noch oft so betragen, dafs man offenbar
sieht, sie haben nicht ienen sinnlichen
Genufs, sondern ihre Pflicht dabei zum
Augenmerke? Wenn du wüfstest, sagt
Carneades, dafs irgendwo eine Schlange
verborgen läge, und es wollte sich

niemand dahin setzen, dessen Tod dir vortheilhaft seyn würde, so würdest du schlecht handeln, wenn du ihn nicht von diesem Sitze abhieltest, ob du gleich keine Verantwortung zu befürchten hättest, weil dich kein Mensch deshalb zur Rede setzen könnte. Doch genug hiervon. So viel ist gewiss, wenn Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit, nicht unbedingte Forderungen unserer vernünftigen Natur sind, sondern nur in Beziehung auf einen daraus zu gewinnenden Vortheil einen Werth haben sollen, so kann es keine wahre Tugend geben. In meinen Untersuchungen über die Republik habe ich mich in der Person des Lælius hinlänglich über diese Materie erklärt.

(19) Man wende nun diesen Grundsatz auch auf die Mäsigkeit an, welche in der nach dem Gebote der Vernunft bewerkstelligten Einschränkung unserer Begierden besteht. Wenn also ein Mensch der Wollust im Verborgenen fröhnt, hat er sich da weniger zu schä-

men? Ist das Böse nicht immer, und auch dann noch böse, wenn es auch nicht öffentlich gebrandmarkt wird? Wenn der Kriegsheld ins Treffen geht, um sein Blut für das Vaterland fließen zu lassen, berechnet er da zuvor die Freuden, die er zu erwarten hat? oder ist es sein Muth, sein Enthusiasmus, der ihn dahin spornt? Ich behauptete oben, der große *Imperiosus* habe nichts um seinetwillen, sondern alles um der Republik willen gethan. Sie, Torquat, behaupteten gerade das Gegentheil. Gesetzt nun, er hätte unser Gespräch mit angehört; welche von beiden Behauptungen glauben Sie wohl das ihm lieber gewesen wäre, meine oder die Ihrige? Und wenn Sie nun vollends Ihre Meinung noch etwas bestimmter ausdrücken und sagen wollten, er habe alles um sinnlichen Genusses willen gethan, wie glauben Sie, das er dieses Urtheil aufnehmen würde? Doch es sey, wenn Sie wollen. Torquat habe aus Eigennutz so gehandelt; (bei einem solchen

Manne möchte ich es doch lieber Eigen-
nutz als Sinnlichkeit nennen) dachte
aber auch wohl sein College P. Decius,
der erste Consul in der Familie, an sein
Vergnügen, als er der Gottheit sein
Blut gelobte, und sich mit verhängten
Zügeln in die feindliche Armee stürzte?
Woher, oder wann sollte ihm dieses
Vergnügen kommen? Er wußte ja, daß
er augenblicklich sterben werde; und
der Enthusiasmus, womit er diesem
Tode entgegeneilte, war weit brennen-
der, als womit Epicur dem Genusse sei-
ner Lustgefühle nachiaht. Hätte man
die Heldenthat des Decius nicht für
wahrhaft groß und edel gehalten, sein
Sohn würde sie ihm in seinem vierten
Consulate nicht nachgethan haben; sein
jüngerer Sohn würde nicht in der
Schlacht geblieben seyn, die er dem
Pyrrhus lieferte, würde sich nicht ent-
schlossen haben, der dritte in seiner
Familie zu seyn, der sich für die Repu-
blik aufopferte. Doch ich enthalte mich
mehrerer Beispiele dieser Art. Die Grie-

ehen sind froh, wenn sie einen Leonidas, einen Epaminondas, oder höchstens einen dritten und vierten anführen können. Wollte ich römische Beispiele sammeln, dann dürfte ich es leicht dahin bringen können, daß die *Voluptas* sich an die *Virtus* gefangen gäbe. Allein ich würde mit Sammeln nicht fertig werden. Ich habe auch schon Zeugen genug abgehört, und kann wohl sagen, was A. Varius, der bekannte strenge Richter einmal zu seinem Nachbar sagte, als nach Abhörung einer ziemlichen Menge Zeugen noch mehrere vorgerufen wurden, „wenn das nicht Zeugen genug sind, so weiß ich nicht, was man Zeugen nennen soll.“ War es wohl auch Ihr Vergnügen, Torquat, welches Sie, einen so edlen Zweig an Ihrem Familienstammbaume, bewog, den P. Sulla um das Consulat zu bringen, um es Ihrem vortrefflichen Vater zu versichern? Und wie machte dieser den Consul? Was hatte der Staat immer, und auch nach seinem Consulate für einen Bürger an

ihm? Seiner Anleitung verdanke auch ich ein Betragen, womit ich stets mehr das allgemeine Beste, als meinen eigenen Vortheil zu befördern mich bestrebt habe.

(20) Sie stellten zwey Menschen einander gegen über, wovon der eine alle mögliche angenehme Empfindungen genösse, ohne weder ein gegenwärtiges schmerzhaftes Gefühl, noch auch die Aussicht in eine schmerzvolle Zukunft zu haben; der andere hingegen am ganzen Körper von unerträglichen Schmerzen gefoltert, sich weder des Genusses einer angenehmen Empfindung, noch der Hoffnung dazu erfreuen könnte. Sie fragten dann, ob es einen elendern Menschen als diesen, oder einen glücklichern Sterblichen, als ienen, geben könne. Sie machten am Ende daraus den Schluß, daß also der Schmerz das höchste Übel, und Wohlgefühl das höchste Gut sey; und glaubten damals wohlwunder wie schön Ihnen diese Schilderung gerathen wäre! — Es war einmal

ein gewisser L. Thorius Balbus von Lanuvium, den Sie wohl nicht gekannt haben können. Dieser Mann genoss die ausgesuchtesten Freuden der Sinnlichkeit in dem vollkommensten Überflusse. Er war nicht nur Liebhaber dieser Freuden; er war auch Kenner davon, und besafs ein grosses Vermögen. Er war so wenig bigott, dafs er sich weder bey den gewöhnlichen Opferhandlungen, noch niemals in einem Tempel sehen liess. Eben so wenig war ihm der Tod fürchterlich: denn er starb im Kampfe für sein Vaterland. Bei Befriedigung seiner Begierden diente ihm nicht etwa die Epicurische Klassifikation, sondern blos sein Appetit zum Maasstabe. Gleichwohl hielt er auf seine Gesundheit. Er machte von allerlei körperlichen Übungen Gebrauch, um sich hungrig und durstig an die Tafel setzen zu können. Er genoss sehr wohlschmeckende, aber auch leicht zu verdauende Speisen. Sein Wein war eben so köstlich, als unschädlich. Kurz, er genoss alles das, ohne

dessen Genuß sich Epicur keinen Begriff von einem Gute machen kann. Von Schmerzen wußte er gar nichts. Hätten sich diese aber auch eingefunden, so würden sie ihn nicht außer Fassung gesetzt haben; Nur hätte er sich dabei mehr an den Arzt, als an einen Philosophen gewendet. Er hatte eine vorzüglich blühende Gesichtsfarbe, war sehr gesund, war allgemein geschätzt, und lebte überhaupt in einem Überflusse, der ihm den Genuß von allen Arten der mannichfaltigsten Vergnügungen und Ergötzlichkeiten gewährte.

Den Grundsätzen Ihres Systems zu Folge muß dieser Mann der glücklichste Sterbliche unter der Sonne gewesen seyn. Ich für meine Person will es nicht wagen ihm einen noch glücklicheren gegenüber zu stellen. Das soll statt meiner die Tugend selbst thun. Und die wird sich nicht lange besinnen, über euern Glücklichen den M. Regulus weit hinwegzusetzen. Wenn dieser Mann aus eigener freyer Entschliessung, und

blos deswegen aus seinem Vaterlande nach Karthago zurückkehrte, weil er diese Rückkehr dem Feinde versprochen hatte; wenn er mit Schlaflosigkeit und Hunger gequält wurde: so erklärt ihn die Tugend in dieser Lage für weit glücklicher, als ienen auf Rosen zehenden Thorius. Regulus hatte große Kriege geführt, war zweimal Consul gewesen, hatte triumphirt; und doch hielt er diese frühern Scenen seines Lebens bei weitem nicht für so glänzend, wie ienes letzte Schicksaal, das er sich durch den Vorsatz, als ehrlicher Mann Wort zu halten, selbst zugezogen hatte, und das ihm, dem leidenden Theile, in dem Grade willkommen war, in welchem es ieder, der davon erzählen hört, beklagenswerth finden wird. O, das Gefühl der Glückseligkeit ist nicht immer mit äuserer Frölichkeit, mit Springen, Lachen und Scherzen, den Begleitern des Leichtsinns, verbunden. Es giebt manchen Biedermann mit einer finstern Stirn, der sich sehr glücklich fühlt.

Lucretia ward von Tarquin's Prinzen gewaltsam geschändet, und stiefs sich im Angesichte von Bürgern, denen sie ihre Unschuld beschwor, den Dolch in die Brust. Ihr Schmerz wurde, unter der Anleitung des römischen Volks und des Brutus, die Ursache zur römischen Freiheit. Um das Andenken an diese Frau zu verewigen, wählte man ihren Gatten und Vater zu den ersten Consuls. Im sechzigsten Jahre nach Roms Befreiung brachte L. Virginius, ein ganz gemeiner Mann, seine Tochter mit eigener Hand ums Leben, weil er sie den wollüstigen Absichten des Appius Claudius, damaligen ersten Machthabers in Rom, nicht Preis geben wollte.

(21) Dergleichen Handlungen, Torquat, müssen Sie entweder gerade zu für verwerflich erklären, oder Sie müssen Verzicht darauf thun, den Sachwalter der *Voluptas* zu machen. Und wer wollte auch dieses Geschäfte übernehmen, da er nicht im Stande seyn würde, nur ein einziges Beyspiel von einem

großen Manne aufzutreiben, der ihr das Wort geredet hätte. Unsere Geschichte liefert uns doch Beispiele von Menschen, deren ganzes Leben mit edlen uneigennütigen Thaten bezeichnet war, und denen schon das bloße Wort *voluptas* anekelte. Aber bey euch Epicuräern ist die Geschichte stumm. Nahmen, wie Lycurgus, Solon, Miltiades, Themistocles, oder Epaminondas, die andern Philosophen alle Augenblicke zu Beispielen dienen müssen, habe ich in der Schule Epicurs noch nie nennen gehört. Welch eine herrliche Ausbeute von Mustern werden mir für meine gegenwärtigen Untersuchungen die Vorräthe meines Freundes Atticus liefern können! Und sind nicht wenige Beispiele aus dieser Quelle weit schätzbarer, als ganze große Bände über eine Themista? *) Man lasse das den Griechen. Wir haben ihnen zwar das Studium der Philosophie, und unsre

*) ein Epicuräisches Frauenzimmer, S. Cic. Pis. 26. und *Menag. de mulier. philos.* § 69.

ganze wissenschaftliche Bildung zu verdanken; aber es giebt Dinge, die wir ihnen nicht nachthun dürfen, sondern allein überlassen müssen.

Die Stoiker streiten mit den Peripatetikern. Iene sagen, es giebt aufer der sittlichen Vollkommenheit unsers Betragens kein wahres Gut. Diese erkennen den hohen Werth dieser Sittlichkeit allerdings an, statuiren aber doch darneben noch andere Güter, die in der körperlichen und äufsern Lage des Menschen gegründet seyn sollen. Dieser Streit ist doch wenigstens sehr rechtlich und edel: denn er betrifft die Rangbestimmung der Tugend. Sobald hingegen Sie mit Ihren Consorten in Wortwechsel gerathen, wie manches muß man da nicht über sehr unsaubere Gattungen von Wohlgefühlen sprechen hören, die Epicur selbst nur zu oft im Munde führt. Warlich, lieber Torquat, Sie können das alles nicht billigen, wenn Sie an sich, an Ihre Grundsätze, an Ihr ganzes Betragen denken. Sie würden

gewiß schamroth über eine Schilderung werden, wie sie Cleanthes seinen Schülern, in einer übrigens nicht ganz schlechten Sprachmahlerei zum Besten zu geben pflegte. *Denkt euch*, sagte er ihnen, *folgendes Bild der voluptas. Sie sitzt auf einem Throne, in einem prächtigen, königlichen Ornate. Ihr zur Seite stehen die Tugenden, ihre Zofen, die von keinem andern Geschäfte, von keiner andern Pflicht wissen, als die Voluptas zu bedienen, und ihr mitunter (in so weit das in einem Gemählde angedeutet werden kann) leise ins Ohr lispeln: Handle klüglich, und hüte dich vor allem, was dem menschlichen Herzen üble Empfindungen machen, oder ein schmerzhaftes Gefühl veranlassen könnte! Übrigens sind wir deine gehorsamen Dienerinnen: deswegen sind wir da: weiter haben wir nichts zu thun.*

Gleichwohl sagt aber doch Epicur, — und darauf thut ihr euch am meisten zu Gute — *Wer nicht tugendhaft lebt,*

der kann auch nicht vergnügt leben.

Als ob ich wissen wollte, wozu Epicur ia oder Nein sagt. Es fragt sich blos, was ein Philosoph, der das Lustgefühl zum höchsten Gute macht, behaupten muß, wenn er consequent seyn will. Warum soll denn ein Thorius, ein Postumius, ein Chius, oder ihr Obermeister, Orata, nicht ein höchst angenehmes Leben geführt haben? Epicur behauptet ia, wie ich bereits bemerkt habe, ausdrücklich, an der Lebensart eines Wolüstlings sey gar nichts auszusetzen, nur müsse er kein Narr seyn, und sich von Begierden oder abergläubischer Furcht quälen lassen. Epicur macht sich anheischig, diese zwey Krankheiten zu heilen, und damit redet er den Ausschweifungen gerade zu das Wort. Denn er wünscht nur diese Krankheiten hinweg, und dann findet er an dem Betragen des Ausschweifenden nichts tadelhaft.

Ihr müßt also, wenn ihr das sinnliche Wohlgefühl zur alleinigen Lebensnorm macht, auf den Besitz von Tugend

gänzlich Verzicht thun. Denn man kann den noch nicht für einen redlichen und rechtschaffenen Mann halten, der bloß deswegen nichts Böses thut, um keine üblen Empfindungen zu haben. Ohne Zweifel ist Ihnen die Stelle bekannt

nemo pius est, qui pietatem

das ist sehr wahr. Der Furchtsame kann, während er das ist, nie nach Pflicht handeln. Und zuverlässig wird er das auch dann nicht thun, wenn er sich zu fürchten nicht mehr nöthig hat. Das ist aber alsdann der Fall, wenn er entweder sein Wesen im Verborgenen treiben, oder seine Absichten mit Gewalt durchsetzen kann. Der bloße Ruf einer Rechtschaffenheit, die er nicht besitzt, wird ihm weit schätzbarer seyn, als der wirkliche Besitz unbemerkter Tugend. Ihr lehrt uns also, statt wahrer Rechtschaffenheit, nur die Kunst, sie zu heucheln, und macht es uns gewissermaßen zur Pflicht, unser eigenes sicheres Bewußtseyn zu verschmähen, und auf das grundlose Urtheil der Welt zu hören.

Dies läßt sich auch auf die übrigen Tugenden anwenden, die ihr alle auf den grundlosen Boden eurer *Voluptas* gegründet findét. Können wir z. B. einen Torquat nicht tapfer nennen? Ich thue mir nun einmal, — so wenig ich Sie auch, Ihrer Versicherung zu Folge, damit bestechen kann, — etwas darauf zu Gute, Ihre Familie, und Ihren Namen zu erwähnen. Bey Gott, der große vortreffliche Mann, der mich so zärtlich liebte, A. Torquatus, steht unablässig vor meiner Seele. Es kann Ihnen beiderseits nicht unbekannt seyn, wie innig, wie auszeichnend er mich einst, in einer sehr nahmhaften Epoche unterstützte. Allein ich würde selbst dieser Unterstützung, bei allem meinem Bestreben dankbar zu seyn, und für dankbar zu gelten, keinen großen Werth beilegen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß er nicht aus eigennützigem Absichten, sondern blos aus Liebe zu mir mein Freund war. Sie müßten es denn in so fern Eigennutz nennen, als ieder rechtschaf-

fene Mann sein Interesse dabei findet, recht und gut zu handeln. Und wenn das Ihre Meinung ist, dann haben wir gewonnenes Spiel. Denn das ist es gerade, was wir behaupten, daß jede Pflichtbefolgung sich mit sich selbst belohnt. Epicur will das aber nicht, sondern läßt sich alles mit Lustgefühlen bezahlen. Doch ich komme auf den Torquat zurück. Wenn dieser den Zweikampf mit dem Gallier beym Anio, der ihm die goldene Halskette, und einen ehrenvollen Beinamen erwarb, bloß aus sinnlichem Eigennutz, oder in ieder andern Rücksicht bestand, als weil dergleichen Thaten für den Helden überhaupt einen Werth haben sollen, so halte ich ihn nicht für wahrhaft tapfer. Und wenn nun auch Sittsamkeit, Bescheidenheit, Schamhaftigkeit, oder mit einem Worte, Mäßigkeit, sich nicht durch ihre eigenthümliche Würde empfehlen, sondern nur durch die Furcht vor der Strafe oder Schande erzwungen werden können; wie weit werden dann

nicht Ehebrecher, Hurer, und Wollüstlinge ihre Unverschämtheit treiben, sobald sie nur im Verborgenen, oder mit Sicherheit vor der Strafe, oder hinter dem Schilde der Erlaubniß handeln können.

Antworten Sie mir einmal, Torquat. Sie sind doch ein Mann, der sich nicht weniger durch seinen Geschlechtsnamen, als durch Geist, und Verdienste auszeichnet. Wie kömmt es aber, daß Sie sich wohl schwerlich getrauen würden, über die Bewegungsgründe Ihres Thuns und Lassens, über die Absichten Ihres ganzen Dichtens und Trachtens, in einer Volksversammlung zu sprechen? Wenn Sie zum Beispiel beym Antritte eines öffentlichen Amtes vor der Versammlung aufträten, (wo Sie doch, hergebrachter Weise, Sich über Ihre künftige Handhabung der Gerechtigkeit erklären müssen, und vielleicht auch etwas von Ihren Vorfahren, oder von sich selbst sagen würden) wie gut glauben Sie daß man es da aufnehmen würde,

wenn Sie erklären wollten, Sie würden Ihr Amt mit steter Hinsicht auf ihr Vergnügen verwalten, oder Sie hätten überhaupt bei Ihrem ganzen bisherigen Betragen, dieses Vergnügen zur Absicht gehabt? — Das wäre sehr albern von mir, werden Sie sagen, wenn ich davon mit dem einfältigen Pöbel sprechen wollte. — Gut, sprechen Sie also davon vor Gerichte, oder, wenn Sie auch da noch den Pöbel scheuen, im Senate. Ich wette, Sie werden es nicht thun. Und warum nicht? Ganz gewiß deswegen, weil es schlecht wäre, so etwas zu sagen. Ich also, und Triarius, wir sind gut genug dazu, dergleichen Schlechtheiten von Ihnen anzuhören! Doch, dies bey Seite. Der Fehler liegt vielleicht darinn, daß das Wort *voluptas* etwas verschrieen ist, oder, wir es misverstehen. Wenigstens macht ihr Herren uns bei allen Gelegenheiten diesen Vorwurf. Es ist aber auch eine gar schwere Aufgabe. Wenn ihr von euern Individuen, und Intermundien sprecht, die nirgends

weder existirt haben, noch existiren können, dann verstehn wir euch. Aber eure *Voluptas*, die ieder Sperling kennt, ist uns ein undurchdringliches Geheimnifs. Wie wenn ich Sie überzeuge, daß ich nicht nur weiß, was *voluptas* ist, sondern auch, was Sie sich darunter denken. *Voluptas* ist nichts anders, als ein angenehmer Sinnenkützel. So nehmen Sie das Wort auch, und sagen nun, das Wohlgefühl sey entweder in Bewegung, und habe dann verschiedene Grade, oder es habe den höchsten möglichen Grad erreicht, über welchen es kein höheres gebe. Dies finde dann Statt, wenn gar kein Schmerz vorhanden sey, und heise alsdann das ruhige unbewegliche Wohlgefühl. Gut, wir wollen auch das zugeben. Sagen Sie nun einmal in einer öffentlichen Rede, daß Sie bei allen Ihren Handlungen blos darauf Rücksicht nähmen, Sich Schmerzen zu ersparen; oder, wenn Ihnen diese Äußerung nicht edel und männlich genug dünken sollte, so sagen Sie, Sie würden

in Ihrem Amte, und überhaupt alles blos Ihres Nutzens wegen thun, Sie würden keine Hand rühren, wofern es Ihnen nicht Vortheil brächte, Sie würden bey allem, was Sie thäten, nur Ihre werthe Person in Rücksicht nehmen. Mit welchem Lauchzen glauben sie wohl daß die Versammlung dieses Geständniß bewundern wird? Wie sehr glauben Sie, daß Ihre Aussichten aufs Consulat, wozu Sie so gegründete Anwartschaft haben, dabei gewinnen werden? Wollen Sie nach Maximen handeln, von denen nur Sie allein, oder ein guter Freund von Ihnen wissen könnte, von denen Sie sich aber nicht getrauen würden, in einer öffentlichen Gesellschaft zu sprechen? Wahr ists, man hört alle Augenblicke, vor Gerichte und im Senate, eine von den bekannten Peripatetischen und Stoischen Redensarten, als da sind, Pflicht, Billigkeit, Verdienst, Biedersinn, Tugendgefühl, Sittlichkeit, Maximen die eines Imperators, die des römischen Volks würdig sind, Aufopferung

für die Republik, Tod fürs Vaterland, Ihnen vom Munde gehen: Wir Dummköpfe stehen dabei und staunen; Und Sie thun sich in Ihrem Herzen recht viel darauf zu Gute. Denn wo diese erhabenen, edlen Ausdrücke ertönen, da findet freilich weder euer bewegliches Lustgefühl, was in Städten und in Dörfern, und bei allen lateinisch redenden Menschen *voluptas* heisst, noch das ruhende, was außer euch sonst kein Mensch *voluptas* nennt, seine Rechnung. — (24) Sie sind in Gefahr, Torquat, unsere Wörter auszusprechen, und Ihre Ideen dabei zu denken. Wenn Sie nur Ihre Mine, und Ihren Gang verstellen wollten, um sich eine bedeutendere Aussenseite zu geben, so würden Sie gegen Ihren Charakter handeln. Und Sie wollten Wörter im Munde führen, deren Sinn Sie misbilligen? Sie wollten mit Grundsätzen wie mit Kleidungsstücken wechseln, und für den häuslichen Gebrauch anders, als unter den Augen des Publikums denken? Sie wollten mit

etwas prahlen, was Sie im Herzen verdammen? Bedenken Sie, ob das recht, und edel gehandelt wäre. Wahre Maximen sind meines Erachtens nur solche, deren Inhalt dem Verstande und dem Herzen des Menschen Ehre macht, die man im Senate, vor dem Volke, und in ieder öffentlichen Gesellschaft ohne Scheu vortragen darf. Es ist entehrend, Grundsätze zu hegen, von denen man sich nicht ohne Schamröthe zu sprechen getraut.

Freundschaft überhaupt, und wechselseitiger freundschaftlicher Sinn kann nur alsdann Statt finden, wenn ein Freund den andern ganz uneigennützig liebt. Iemanden lieben, in dem Sinne, wie ihn der Begriff wahrer Freundschaft enthält, heist nichts anders, als wollen und wünschen, daß dem Gegenstande unsrer Liebe alles mögliche Gute wiederfahre, wenn man auch gleich selbst keinen Nutzen davon haben sollte. Es bringt mir aber doch Vorthail, sagen Sie, so gesinnt zu seyn. Zu scheinen,

wollen Sie vielleicht sagen. Sie können nicht so gesinnet seyn, wenn Sie es nicht ganz und wirklich sind. Und wie können Sie das, wenn Ihre Liebe gegen den Freund nicht reine selbstständige Liebe ist, die nicht aus einer Berechnung des Vortheils, sondern aus sich und durch sich selbst erwächst. Wollen Sie dabei auf Ihren Nutzen sehen, nun gut, so wird die Freundschaft so lange dauern, als sie diesen Nutzen abwirft. Wenn Rücksichten auf Nutzen eine Verbindung gründen, so werden sie sie auch zerstören. Was werden Sie aber thun, wenn der gehoffte Nutzen ausbleibt? Heraustreten? Was wäre das für eine Freundschaft? Oder werden Sie darinne aushalten? Wie stimmte das mit Ihrer Idee von Freundschaft? Ich würde mir, sagen Sie, Haß und Verachtung zuziehen, wenn ich meinen Freund verlassen wollte. Worinne kann hier das Gehässige sonst liegen, als in dem Unmoralischen des Betragens? Wenn Sie nun aber auch, um Sich Verlegenheiten

zu ersparen, Ihrem Freunde treu bleiben, werden Sie nicht vielleicht seinen Tod wünschen, damit Sie sich nicht länger umsonst geniren dürfen? Und gesetzt, die Verbindung brächte Ihnen nicht nur keinen Vortheil, sondern Sie sollten nun auch dabei einen Theil Ihres Vermögens aufopfern, Sich Beschwerlichkeiten unterziehen, in Lebensgefahr begeben: werden Sie da nicht Ihr liebes Ich in Rücksicht nehmen? wird Ihnen da nicht einfallen, das der Mensch für sich auf der Welt sey, und ieder für sein eigenes Bestes und Vergnügen zu sorgen habe? Werden Sie sich für Ihren Freund bei einem Fürsten verbürgen, wie es der bekannte Pythagoräer bei dem Tyrannen von Sicilien that? Würden Sie, wenn Sie Pylades wären, Sich für Orest ausgeben, um für Ihren Freund zu sterben? Oder würden Sie, wenn Sie Orest wären, jene Gefälligkeit des Pylades verbitten, und sich selbst angeben? Oder wenn man Ihnen nicht glaubte, das Sie Orest seyen, würden Sie bey

dem Urtheile des Tyrannen, mit Ihrem Freunde zugleich zu sterben, gleichgültig bleiben? (25) Sie, Torquat, würden das alles ohne Zweifel wohl thun. Ich traue Ihnen zu, daß Sie sich nie aus Furcht vor dem Tode oder Schmerze eine Niederträchtigkeit erlauben würden. Jetzt ist aber nicht die Frage, wie Sie als Mensch denken und handeln würden, sondern wie sie als consequenter Philosoph urtheilen müßten. Das System, das Sie in Schutz nehmen, die Grundsätze, die Sie gelernt und Sich zu eigen gemacht haben, beide untergraben den Grund aller Freundschaft; Epicur mag diese erheben und preisen wie er will. Es ist allerdings bekannt, daß Epicur selbst freundschaftliche Verbindungen unterhielt. Wer leugnet denn, daß Epicur ein ehrlicher, gefälliger und menschenfreundlicher Mann war? Nicht von seinen Sitten, sondern von seinem Kopfe ist die Rede. Die Unart, gegen jeden Andersdenkenden bitter und anzüglich zu seyn, diese Unart wollen wir

den Griechen lassen, bei denen sie nationell ist. Wie gut aber auch immer Epicur die Rolle des Freundes gespielt haben mag, so war er doch, wenn es unmaasgeblich mit dem gesagten seine Richtigkeit hat, nicht Philosoph genug. Gleichwohl wurde Epicur von sehr vielen Personen geschätzt; und er verdiente das vielleicht auch. Indessen ist denn doch das Zeugniß der Menge nicht immer das gründlichste. Es ist in dem Fache der Moral und der Sittlichkeit, wie in den Künsten und Wissenschaften; das Vollkommene ist in beiden immer sehr selten. Dafs aber Epicur und viele von seinen Schülern ehrliche gute Menschen waren: dafs sich noch bis ietzt viele von Ihnen als treue Freunde auszeichnen, einen rechtschaffenen Lebenswandel führen, und nicht nach eigennützigem sinnlichen Rücksichten, sondern nach Pflichtgefühl handeln, gerade darinne liegt, meines Erachtens, ein Beweis von dem höhern Werthe der Tugend, und dem schlechtern Gehalte

der Sinnlichkeit. Es giebt wirklich eine Menge Epicuräer, deren Grundsätze durch ihren Lebenswandel widerlegt werden. Sie handeln besser, als sie sprechen; so wie man bei andern wieder den umgekehrten Fall annehmen kann.

(26) Doch dies gehört im Grunde nicht hieher. Ich fahre fort, Ihre fernern Äuserungen über die Freundschaft zu prüfen. Wenn Sie sagen, Freundschaft könne von Rücksichten auf sinnliches Wohlgefühl nicht getrennt werden, und sey blos um deswillen Bedürfnis für den Menschen, weil ohne sie keine sichere, sorgenfreie, und angenehme Existenz Statt finden könne, so sind das, wie mich dünkt, Behauptungen, die vom Epicur unmittelbar herrühren, und ich habe darauf schon zur Gnüge geantwortet.

Eine andere Äuserung, die Sie spätern Schülern von ihm in den Mund legen, und die er, meines Wissens auch nie selbst vorgetragen hat, ist folgende:
„im ersten Anfange einer freundschaft-

lichen Verbindung sehe man dabei auf seinen Vortheil; in der Folge aber, wenn der Umgang schon vertrauter geworden sey, fange man an seinen Freund um seiner Person willen, und ohne Hinsicht auf sinnliches Vergnügen zu lieben.“ An dieser Behauptung wäre nun freilich mancherlei auszusetzen. Allein ich nehme damit vorlieb, und bin noch genügsamer, als die Verfasser selbst. Denn diese sagen ausdrücklich, es könne wohl zu gewissen Zeiten gut seyn, auf Eigennutz und Vergnügen Verzicht zu thun.

Sie führen ferner aus dem Munde einer andern Klasse von Epicuräern folgenden Grundsatz auf: „es gäbe Weise, die ihre Verbindungen unter der Bedingung schlössen, dass sie gegen ihre Freunde nicht anders, als gegen sich selbst gesinnt seyn wollten. Diese Einrichtung, setzen Sie hinzu, könne allerdings Statt finden, habe auch oft wirklich Statt gefunden, und habe hauptsächlich den Genuss angenehmer Em-

pfundungen zur Absicht. Wenn Weise einen solchen Bund unter sich haben schliessen können, so mögen sie sich doch auch zusammen verabreden, Billigkeit, Bescheidenheit, und alle übrige Tugenden um ihrer selbst willen, und uneigennützig lieb zu gewinnen.

Wollen wir den Werth unsrer freundschaftlichen Verbindungen nach Vortheilen und Nutzungen, die sie abwerfen, berechnen; soll unserm Verlangen nach dergleichen Verbindungen keine reine, an und durch sich selbst schätzbare, und uneigennützig Liebe zum Grunde liegen; so kann es wohl nicht fehlen, daß wir ein Ländguth oder ein Haus weit höher als einen Freund schätzen werden. Es steht Ihnen frei, mir hier alle noch so schöne Epicurische Lobreden auf die Freundschaft entgegen zu setzen. Ich will nicht wissen, was Epicur sagt, sondern was er, wenn er seinen Grundsätzen treu bleiben, und konsequent seyn will, sagen kann. Setzen sie den Fall, Sie hätten sich um

die Freundschaft unsers Triarius aus eigennützigem Absichten beworben. Glauben Sie wohl, daß Ihnen Triarius mehr eintragen kann, als Ihre Kornböden zu Puteoli? Freunde, sagen Sie, gewähren uns Schutz und Sicherheit. Und ich antworte, beides finden Sie in Ihrer eigenen Person, in den Gesetzen, und in den alltäglichsten Verbindungen hinlänglich. Vor Verachtung sind Sie zuverlässig sicher. Dem Hasse und Neide werden Sie auch leicht entgehen können: dagegen giebt es ja bey Epicur Recepte die Menge. Sie dürfen ja auch nur Ihre Börse wirken lassen, so werden Sie keine Pyladeische Zärtlichkeit nöthig haben, um unter dem Schutze einer zahlreichen Klientschaft vollkommen sicher und gedeckt zu seyn. Aber, fragen Sie, mit wem soll ich Leid und Freude, mit wem die Anliegen, die Geheimnisse meines Herzens theilen? Mit sich selbst am allerbesten, sage ich, oder auch mit dem ersten dem besten Alltagsfreunde. Doch ich will zugeben,

dafs alle die von Ihnen erwähnten Punkte einen hohen Grad von Vortheil gewähren; wie gering ist dieser Vortheil gegen das grofse Vermögen, das Sie besitzen? Sie sehen also, dafs Freundschaft, die man um ihres eigenen innern Werthes willen sucht und schätzt, die kostbarste Sache von der Welt ist, dafs aber die innigsten Herzensverbindungen, wenn ihnen Aussichten auf Vortheil zum Grunde liegen, von den Einkünften eines beträchtlichen Landguths hoch aufgewogen werden können. Nicht meine Sachen, sondern mich selbst müssen Sie lieb haben, wenn wir wahre Freunde seyn wollen. (27) Doch ich halte mich bei bekannten Dingen schon zu lange auf. Ich habe mit bündigen Gründen bewiesen, dafs weder Tugend noch Freundschaft bestehen können, wenn Sinnlichkeit die Haupttriebfeder unsers Bestrebens ist, und brauchte nun nichts weiter hinzu zu setzen. Um indessen keinen Punkt unbeantwortet zu lassen, will ich nur noch etwas

weniges über Ihren übrigen Vortrag bemerken.

Der ganze Zweck der Philosophie ist Glückseligkeit. Wer sich jemals dem Studium derselben widmete, hatte die Erreichung der letztern zur Absicht. Nur daß diese Glückseligkeit von einigen da und von andern dort gesucht wird. Ihr Epicuräer setzt sie in dem Wohlgeföhle, und das Gegentheil davon, die Unglückseligkeit in dem Schmerze. Wir wollen zuvörderst sehen, was es mit eurer Glückseligkeit für eine Bewandniß hat. So viel werdet ihr mir einräumen, daß, wofern dieses Glückseligseyn einen reellen Sinn hat, der Weise dasselbe völlig in seiner Gewalt haben müsse. Denn eine Glückseligkeit, die einem geraubt werden kann, ist dieses Namens nicht werth. Zu einer veränderlichen und dem Wechsel unterworfenen Sache hat kein Mensch das Zutrauen, daß er sie auf immer und ununterbrochen besitzen werde. Wer aber gegen die Dauer seines ihn beglücken-

den Besitzes mistrauisch ist, der muß nothwendig befürchten, daß er ihn einmal verlieren, und also unglücklich werden könne. Allein bei der Furcht vor dem Verluste eines schätzbaren Gutes kann niemand wahrhaft glücklich seyn. Es kann also schlechterdings kein Mensch glücklich seyn. Denn wenn man von einem glückseligen Leben spricht, so denkt man sich nicht einen gewissen Zeitpunkt, sondern die ganze ununterbrochene Lebenszeit. Man nennt ein Leben nicht anders glücklich, als unter der Voraussetzung einer vollkommenen und ganz vollständigen Glückseligkeit, und es kann kein Mensch zu einer Zeit glücklich, und zu einer andern wieder unglücklich seyn. Denn wenn die Glückseligkeit einmal Platz genommen hat, so dauert sie eben so ununterbrochen, wie die Weisheit, ihre Schöpferin, fort. Sie wartet nicht bis der Mensch erst an das Ziel seines Lebens gekommen ist. Dies sind die Vorstellungen, die nach Herodots Aussage

schon Solon dem Croesus von der wahren Glückseligkeit machte. Nun behauptet aber, Ihrer Versicherung zu Folge, Epicur, die Länge der Zeit trage zur Glückseligkeit nichts bei, und das Wohlgefühl werde in einer kürzern Zeit in keinem geringern Grade, als bei einer ungestörten Dauer genossen. Diese Behauptung ist aber im höchsten Grade inkonsequent. Epicur setzt das höchste Gut in dem Wohlgefühl, und sagt gleichwohl, dieses Wohlgefühl werde durch eine unbegrenzte Dauer nicht im geringsten größer, als es in einem beschränkten und kürzern Zeitraume sey. Wer das höchste Gut in der Tugend und sittlichen Vollkommenheit setzt, der kann sagen, daß die Glückseligkeit des Menschen mit der Tugend an Vollkommenheit zunehme. Denn von der Zeit kann sein höchstes Gut keinen Zuwachs an Höhe erhalten. Wer aber behauptet, daß Glückseligkeit durch sinnliches Lustgefühl bewerkstelligt werde, wie kann der, ohne inkonsequent zu seyn,

sagen, sein Wohlgefühl werde mit der Zeit nicht gröfser? Das müfste denn auch beim Schmerze der Fall seyn. Wenn uns aber der Schmerz um so unglücklicher macht, je langwieriger er ist, warum soll eine lange Zeit dem Wohlgeföhle keinen gröfsern Reitz geben? Warum erwähnt denn Epicur die Gottheit immer unter den beiden Attributen von Glückseligkeit und Ewigkeit? Diese letzte abgerechnet, wäre Jupiter um kein Haar glückseliger, als Epicur. Denn beide geniessen des höchsten Gutes, das heifst, des Wohlgeföhls. Freilich findet bey Epicur auch noch der Schmerz Statt. Allein den achtet er ia für gar nichts. Ein glühendes Eisen auf der Haut könnte er, wie er selbst sagt, mit dem süfsesten Kützel verwechseln. Was hat sonach die Gottheit vor dem Epicur sonst voraus, als die Unsterblichkeit? Und was hätte diese ohne den Genufs des höchsten und zugleich unaufhörlichen Wohlgeföhls für einen Werth? Wozu also die vornehme stolze Sprache,

wenn man nicht konsequent spricht? Angenehme Gefühle des Körpers, (und ich setze auch hinzu, der Seele, weil ja auch diese, nach euern Grundsätzen, aus dem Körper entstehn) machen bei euch Glückseligkeit aus. Wer kann nun aber dem Weisen den immerwährenden Genuß solcher Lustgefühle gewähren? Er kann ja über nichts von allem dem gebieten, was Lustgefühle hervorbringt. Denn seine Glückseligkeit beruhet nicht auf der Weisheit selbst, sondern auf den Dingen, welche die Weisheit zum Genuße angenehmer Gefühle auswählt. Das sind aber lauter Aussendinge, und diese sind alle dem Zufalle unterworfen. Die Glückseligkeit wird demnach vom Zufalle abhängig gemacht, und gleichwohl sagt Epicur, der Weise habe mit dem Zufalle wenig oder gar nichts zu schaffen.

(28) Darauf, werden Sie sagen, kömmt so viel nicht an. *Der Weise ist durch die Natur reich*; deren Schätze, nach Epicur, einem ieden zum Ge-

nusse bereit stehn. Sehr richtig; ich widerspreche nicht. Aber das System widerspricht sich. Epicur sagt, die schlechteste Kost, das heist, die elendesten unschmackhaftesten Speisen und Getränke geben nicht weniger angenehmen Genuß, als die ausgesuchtesten Leckereien. Ich würde das einräumen, wenn Epicur glaubte, daß es zur wahren Glückseligkeit völlig gleichgültig sey, was man esse und trinke. Ich würde ihn deshalb sogar loben: denn er hätte die Wahrheit gesagt; so wie es mich bei Socrates, der auf Sinnlichkeit gar nichts hielt, nicht befremdet, wenn er den Hunger die Würze der Speisen, und den Durst die Würze des Getränks nennt. Wer aber alles nach sinnlichen Lustgefühlen berechnet, und, während daß er wie ein Gallonius lebt, wie ein Piso Frugi spricht, dem glaube ich kein Wort, weil ich überzeugt bin, daß er anders spricht, als er denkt. *Die natürlichen Bedürfnisse sind leicht zu befriedigen,* sagt Epicur, *weil die Natur*

mit wenigem zufrieden ist. Ja, wenn ihr nicht so viel auf Sinnlichkeit hieltet. Das schlechteste, heisst es ferner, gewährt nicht weniger Vergnügen, als das kostbarste. So kann nur ein Mensch sprechen, der nicht nur kein Gefühl, sondern auch nicht einmal einen Gaumen hat. Wem der Sinnenkützel gleichgültig ist, der kann freilich sagen, daß ihm eine *Mena* so lieb sey, wie ein *Acipenser*.*) War aber das sinnliche Wohlgefühl für sein höchstes Gut hält, der muß nicht die Vernunft, sondern blos die Sinne über den Werth der Dinge entscheiden lassen. Er muß nur das Süßeste für das Beste halten.

Doch es sey; mögen dem Epicur seine süßesten Lustgefühle so wenig als möglich, mögen sie ihm meinetwegen gar nichts kosten. Es sey, daß ienes *Nasturtium*, was nach Xenophons Be-

*) Zwei Fischgattungen, die bei den Römern ohngefähr so, wie bei uns, Hering und Lachs, oder Pickling und Forelle, contrastiren mochten.

richt sonst die Perser alsen, schlechterdings um nichts weniger Gaumlust gewähre, als jene Syracusanischen Tafeln, gegen deren Üppigkeit Plato so sehr eifert. Wir wollen es euch glauben, das es so leicht sey, sich Wohlgefühl zu verschaffen. Wie wirds aber mit dem Schmerze aussehn, der das Gefühl oft so äuserst peinigend angreift? Soll der Schmerz das höchste Übel seyn, so kann bei dem Gefühle desselben unmöglich Glückseligkeit Statt finden. Metrodor, beinahe der leibhafte Epicur, schildert seinen Glückseligen folgendermaasen: *Glückselig ist, sagt er, wer eine gute gesunde Leibeskonstitution hat, und versichert ist, das er sie auch in Zukunft behalten werde.* Kann denn aber wohl iemand gewifs wissen, wie er sich an seinem Körper, ich will nicht sagen ein ganzes Jahr lang, sondern nur bis auf den nächsten Abend befinden werde? Und kann er das nicht, so wird ihm unaufhörlich vor dem Schmerze, den er ia für das grösste Übel hält, auch

wenn er noch nicht da ist, bange seyn; denn er kann doch kommen. Wie kann also neben der Furcht vor dem höchsten Übel ein glückseliges Leben Platz finden? *Dafür*, heisst es, *hat Epicur Anweisungen zur Verachtung des Schmerzes gegeben.* Im Grunde ist es abgeschmackt, das höchste Übel als eine verächtliche Kleinigkeit ansehen zu wollen. Und wie lautet denn jene Anweisung? *Der grösste Schmerz* sagt Epicur, *ist nur kurz.* Was heisst erstlich kurz? Und dann, was heisst, der grösste Schmerz? Kann nicht der empfindlichste Schmerz mehrere Tage hindurch dauern? Vielleicht gar ganze Monate? Oder meint er damit einen Schmerz, der den Menschen bei seinem Anfalle auf der Stelle tödet? Wem ist wohl vor einem solchen Schmerze bange? Epicur besänftige mir nur einen Schmerz, wie der war, der meinen vortrefflichen Freund Cn. Octavius, nicht einmal, nicht auf kurze Zeit, sondern sehr oft und sehr lange peinigte. Gott, was hat der brave

Mann ausgestanden! Es brannte ihm wie Feuer in allen Gliedern! Und doch fand man nicht, daß er sich unglücklich fühlte; weil er seinen Zustand nicht für das höchste Übel hielt. Man sahe allenfalls nur, daß er mit Beschwerlichkeiten kämpfte. Hätte man ihn, unter dem Genusse aller möglichen Lustgefühle, einen schlechten lasterhaften Lebenswandel führen sehen, dann würde man ihn für unglücklich haben halten müssen. (29) Ihr sagt, *ein großer Schmerz ist kurz, ein langwieriger unbedeutend*, und ich weiß nicht was ihr eigentlich damit wollt. Die Erfahrung lehrt mich, daß oft große Schmerzen sehr lange dauern. Solche Schmerzen mit Muth zu ertragen, ist gewiß eine weit richtigere und vernünftigere Regel; von welcher ihr aber um deswillen keinen Gebrauch machen könnt, weil ihr den Adel tugendhafter Seelen nicht um sein selbst willen hochschätzt. Es giebt für den edlen Mann Anweisungen zur Standhaftigkeit, die mit dem vollen Ernste

eines Gesetzes, verzärtelte Muthlosigkeit im Schmerze verbieten. Wenn es also gleich nicht entehrend ist, sich über den Schmerz zu beklagen, was oft gar nicht vermieden werden kann, so ist es doch entehrend, wie Philoctet auf den Gesteinen von Lemnus zu schreien und zu iammern

*Dafs von den Klagen, Seufzen,
Wimmern, Schluchzen,
Die stummen Felsen klagend wiederhallen.*

Versuche es doch Epicur, diesen Leidenden

*Den Gift von Schlangenbifs in
Adern
erschrecklich martert — —*

zu trösten. Epicur würde ihm zurufen, „ist der Schmerz heftig, so ist er kurz.“ Aber Philoctet lag ja schon in das zehnte Jahr in der Felsenhöhle. „Nun so ist der Schmerz leicht, wenn er lang ist; es giebt Ruhepunkte und Erholungsmomente.“ Erstlich ist das aber nicht oft der Fall, und dann, was kann für Erho-

lung Statt finden, wenn auf der einen Seite das Andenken an überstandenen Schmerz noch ganz frisch ist, und auf der andern die Furcht vor bevorstehenden Schmerzen quält. „So mag er sich abführen.“ — Das wäre vielleicht das beste. Aber wo bleibt da die beliebte Steigerung des Wohlgefühls? Hat es mit dieser seine Richtigkeit, so wäre es ia Sünde und Schande, jemandem den Tod anzurathen. Man sage also lieber: es ist entehrend für einen Mann, den Schwächling zu machen, im Schmerze muthlos zu werden, und ihm zu unterliegen. Eure Sprüchelchen, *ein großer Schmerz, ein kurzer; ein langer Schmerz, ein leichter,* sind doch nur Sprüchelchen. Die wahren Linderungsmittel des Schmerzes sind, Pflichtgefühl, Geisteserhabenheit, Gedult, Muth und Standhaftigkeit. (30) Um mich kurz zu fassen, so hören Sie, wie sich der sterbende Epicur ausdrückt, und Sie werden sich überzeugen, daß seine Handlungen mit seinen Grundsätzen im

Widersprüche stehen. Die Stelle ist aus einem Briefe Epicurs an Hermachus. „*Ich habe diesen Brief, sagt er, am letzten und glücklichsten Tage meines Lebens, aber unter den heftigsten, den fürchterlichsten Stein- und Leibes-schmerzen geschrieben.*“ — Hier haben Sie den unglücklichsten Menschen von der Welt, wofern der Schmerz das höchste Ubel ist; das folgt nothwendig. Nun hören Sie weiter: „*Indessen entschädigte mich für das alles die herzliche Freude, die mir das Andenken an meine Untersuchungen und Erfindungen gewährte. Wenn du mich lieb hast, und der Philosophie noch so hold bist, wie du von Jugend auf warst, so nimm dich der Kinder Metrodors an.*“

Jetzt ist mir dieser philosophische Tod warlich mehr werth, als der Tod eines Epaminondas oder Leonidas. Ersterer hatte in dem siegreichen Treffen gegen die Lacedæmonier bei Mantinea eine so gefährliche Wunde bekommen, daß er an seinem Aufkommen verzweifeln

musste. Bei dem ersten Aufblicken, das ihm die Betäubung erlaubte, fragte er, ob sein Schild gerettet sey. Da die Umstehenden ihm dies unter Thränen versicherten, so fragte er, ob die Feinde geschlagen wären. Auch dies wurde zu seiner großen Zufriedenheit mit Ja beantwortet, und nun liefs er sich den Spies aus der Wunde ziehen, und gab unter einem Strome von Blut froh und siegreich seinen Geist auf. Leonidas, König der Lacedæmonier, kam bei Thermopylæ mit seinen 300 Spartanern in die Verlegenheit, zwischen einer entehrenden Flucht, und einem ehrenvollen Tode wählen zu müssen. Er wählte den letztern und stürzte sich in die Feinde. Es maecht allemal mehr Aufsehen, wenn ein Feldherr stirbt. Philosophen sterben gemeinlich auf dem Krankenbette in ihren vier Pfählen. Aber auch dem sterbenden Philosophen fehlt es ja nicht an Quellen der Freude und des Ruhms. *Mich,* sagt Epicur, *entschädigten für meine Schmerzen die Freuden des An-*

denkens u. s. w. Du sprichst wie ein Philosoph, Epicur; aber du hast vergessen, wie du sprechen solltest. Wenn deine Schriften und Erfindungen, deren Andenken dir so viel Freude macht, einen wahren innern Werth haben, wie kannst du dich darüber freuen? Es giebt ja da nichts für den Körper; und gleichwohl behauptest du standhaft, nur der Körper sey die Quelle der Freude und des Schmerzes. „*Ich freue mich vergangener Dinge*,“ sagest du. Und was sind das für Dinge? Betreffen sie den Körper, dann sehe ich wohl, daß du damit nicht das Andenken an körperliches Wohlgefühl, sondern deine philosophischen Untersuchungen meinst. Betreffen sie aber die Seele, so hast du eine Lüge gesagt. Denn du behauptest ja, kein Seelen-Vergnügen könne ohne den Einfluß des Körpers Statt finden. — Und warum empfehlst du deinem Freunde Metrodors Kinder? Was kann an dieser wirklich edlen Äußerung einer freundschaftli-

chen Zärtlichkeit der Körper für Antheil haben?

(31) Mein lieber Torquat, drehet und wendet euch, wie ihr wollt, ihr werdet in der ganzen schönen Epistel nicht die mindeste Konsequenz finden. Epicur widerlegt sich selbst. Es sieht in seinem Herzen und Charakter besser aus, als in seinen Schriften. Dals er Metrodors Kinder empfiehlt, dals er so zärtlich an seinen Freund zurückdenkt, dals er noch am Rande des Grabes der edelsten Pflichtgeföhle fähig ist: das alles beweist eine natürliche Herzengüte, die, weil sie ganz rein und uneigennützig ist, weder durch Aussichten auf sinnlichen Genuss, noch durch Belohnungen in Thätigkeit gesetzt werden kann. Wenn wir einen Sterbenden so edel handeln sehen, was brauchen wir mehr, um uns zu überzeugen, dals das Gute und Edle nur um sein selbst willen unserer Hochschätzung und unsers Bestrebens würdig ist.

So viel Ursache ich nun aber auch zu glauben habe, der so eben Wort für Wort erklärten Epistel, alles darinn herrschenden Mangels an Konsequenz ungeachtet, meinen Beifall zu geben, so wenig kann ich Epicurs Testament billigen, da es Äußerungen enthält, die nicht nur eines Philosophen unwürdig sind, sondern auch mit seinem Systeme im Widerspruch stehen. Epicur behauptet anderwärts weitläufiger, und in dem obenbenannten Buche in der abgekürzten Form eines Kernspruches, „der Tod mache allen irdischen Verhältnissen ein Ende. Denn das Aufgelöste sey ohne Empfindung und Bewußtseyn; Was aber ohne Bewußtseyn sey, das stehe mit nichts weiter in Verbindung.“ Diese Ideen hätte er nun freilich weit bestimmter und richtiger ausdrücken können. Denn wenn er sagt: *Das Aufgelöste ist ohne Empfindung und Bewußtseyn*, so giebt er damit nicht deutlich genug zu verstehen, was er *aufgelöst* nennt. Indessen weiß ich

zur Noth, was er damit will. Wenn aber mit der Auflösung, das heißt, mit dem Tode, alles Bewußtseyn aufhört, und dann kein Verhältniß mit der lebendigen Welt weiter für uns Statt findet, warum setzt denn Epicur mit so vieler Pünktlichkeit in seinem letzten Willen fest, „seine Erben, Aynomachus und Timocrates sollten an Hermachus so viel auszahlen, daß davon jährlich im Monat Gamelion sein Geburtstag gefeiert werden könne; ingleichen sollten sie den 20sten jedes Monats seinen Schülern, zu seinem und Metrodors Andenken, aus ihren Mitteln eine Mahlzeit ausrichten.“ Ich muß allerdings gestehen, daß ich hierinne einen Zug von Artigkeit und feiner Lebensart erkenne. Allein, an Geburtstage zu glauben, das läßt sich wohl von keinem Weisen, vielweniger von einem Naturverständigen erwarten, was doch Epicur seyn will. Kann denn derselbe Tag, der einmal da gewesen ist, öfterer oder unter denselben Umständen wieder kommen? Gewiß das eine so wenig wie das andere;

es müßte denn nach einem Zwischenräume von mehrern tausend Jahren dieselbe Konstellation gerade wieder zu einer und derselben Zeit zusammen treffen. Es hat also kein Mensch mehr als einen Geburtstag in seinem Leben. „Aber man nimmt ihn doch gewöhnlich an.“ — Das weiß ich zur Noth auch. Muß er denn aber noch nach dem Tode gefeiert werden? oder reimt sich wohl, wenn ein Philosoph, der uns von seinem philosophischen Dreifuß herab die Lehre prediget, daß nach dem Tode kein irdisches Verhältniß mehr Statt finde, über die Feier seines Geburtstages in seinem Testamente disponirt? So etwas kleidete den Mann ganz und gar nicht, der unzählbare Welten, und unendliche Räume, wo kein Anfang und kein Ende sey, im Geiste durchwanderte. Wollte er ja einen Tag seines Lebens auszeichnen, warum wählte er gerade seinen Geburtstag? Warum nicht den Tag, an welchem er zum Weisen wurde? „Er mußte doch aber, sagen

Sie, erst gebohren werden, ehe er zum Weisen werden konnte.“ O ja freilich, auch seine Grosmutter mußte zuvor gebohren werden. Im Grunde, mein lieber Torquat, sind es immer nur gemeine alltägliche Menschen, die die Grille haben können, nach ihrem Tode ihren Geburtstag bei einem Schmause feiern zu lassen. Ich verliere jetzt kein Wort darüber, wie ihr Herrn Epicuräer dergleichen Tage begehet, und wie ihr euch deshalb von witzigen Köpfen bespötteln lassen müsset. Wozu jetzt diese Anzüglichkeiten? Ich sage nur so viel, daß es für euch sich weit besser schicke, Epicurs Geburtstag zu feiern, als für den Epicur, diese Feier in seinem Testamente zu verordnen.

(32) Doch ich lenke wieder auf meinen Weg ein, von welchem die Epistel Epicurs mich abführte. Die Rede war dort vom Schmerze, und ich beendige jetzt diese Materie mit folgendem Schlusse: Wer das höchste Übel an sich erfährt, der kann, während dieser Er-

fahrung, nicht glücklich seyn. Nun ist aber der Weise zu allen Zeiten glücklich, und leidet doch mitunter Schmerz: Der Schmerz kann also nicht das höchste Übel seyn.

Was wollen Sie ferner damit, wenn Sie behaupten, *dem Weisen werde sein Gedächtniß für vergangenes Gute nie untreu, und an das Böse müsse er nicht denken?* Steht es denn wohl in unsrer Gewalt, woran wir uns erinnern, oder nicht erinnern wollen? Was sagte Themistocles, als Simonides, oder wie der Mann sonst geheissen haben mag, sich erbot, ihn die Kunst der Erinnerung zu lehren. Mein Freund, sagte Themistocles, unterrichte mich lieber in der Kunst zu vergessen. Denn ich denke oft an Dinge, an die ich nicht denken mag, aber vergessen kann ich nicht, was ich nicht länger wissen möchte. Und es war ein gescheuter Mann, der das sagte. Auf alle Fälle ist es etwas zu gebieterisch von einem Philosophen gesprochen, wenn er verlangt, man soll

sich an dies und jenes nicht erinnern. Sie gebieten mir ja Dinge, die ich nicht leisten kann; Ich fürchte, Sie verrathen damit den bekannten Familienton, *) oder noch etwas schlimmeres. — Und wie nun, wenn das Andenken an manches Übel sogar angenehm wäre? Wir haben ein Sprüchwort, *iucundi acti labores*. Also liegt sogar in manchen Sprüchwörtern mehr wahres, als in euern Lehrsätzen. Gerade so klingt es beim Euripides. Wie der Vers im Griechischen lautet, wissen Sie beiderseits; ich will ihn lateinisch hersetzen

Suavis laborum est praeceptorum memoria.

Was nun das vergangene Gute betrifft, das Sie erwähnen, so würde ich

*) Die *Manliana imperia*, der consularische Machtspruch, womit T. Manlius (davon auch *Imperiosus* genannt) seinen Sohn hinrichten ließ, waren zu einer Art von Sprüchworten geworden. Die vollständige Geschichte davon giebt Livius 8, 7. Ich finde kein schickliches Beiwort, für diese Anspielung Cicero's; *witzig*, dünkt mir zu gut, und *boshast*, zu schlecht.

damit recht sehr zufrieden seyn; wenn ihr darunter nur eine Gattung von Guten verstündet, wie es einem C. Marius zu Gebote stand, als er verstossen, verlassen, in Moraste versunken, sich bei seiner Noth durch das Andenken an seine Siege tröstete. Denn die Glückseligkeit des Weisen würde nicht vollkommen und nicht ausdauernd seyn, wenn er die erste die beste seiner schönen Entschliessungen oder Handlungen sogleich wieder vergessen sollte. Eure Glückseligkeit hingegen macht die Erinnerung an genossene, und zwar körperliche, Wohlgefühle. Denn wenn es für euch Wohlgefühle von einer andern als der körperlichen Art giebt, dann ist eure Behauptung falsch, dafs bei allen angenehmen Empfindungen auch der Einflufs des Körpers nothwendig sey. Gewährt aber auch ehemals genossenes körperliches Wohlgefühl mittelst der blofsen Erinnerung noch angenehme Empfindung, so begreife ich nicht, warum Aristoteles über die Grabschrift

Sardanapals lacht, worinne dieser Assyrische König sich viel damit weiß, daß er alle Lüste und Freuden seines Lebens mit sich ins Grab genommen habe. Der Mensch, sagt Aristoteles, konnte ja bei seinem Leben sein Gutes nicht länger empfinden, als er's genoss. Was kann er vollends todt davon fühlen? Ganz richtig. Die körperliche Lust schwindet dahin, ehe sie noch recht empfunden ist, und wirkt weit öfter Reue, als das Verlangen an sie zurück zu denken. Wie weit glückseliger konnte sich Africanus bei folgendem schönen Zurufe an sein Vaterland fühlen:

*Lass deine Feinde, Rom!
Du hast des Ruhms genug durch
meine Arbeit.*

Dieser Held freuet sich seiner vollendeten Arbeit; und ihr gebietet, man soll sich seinen genossenen Lustgefühle freuen. Er findet Trost und Freude in Dingen, woran sein Körper nicht den mindesten Antheil hatte; und ihr hängt ganz am Körper.

(33) Wie wollt ihr die Behauptung verantworten, daß alle angenehme und schmerzhaftē Empfindungen der Seele sich auf einen Kützel, und auf Schmerzen des Körpers gründen. Genießen Sie denn, Torquat, nie ein rein geistiges Vergnügen? Ich weiß, mit wem ich spreche. Giebt es für Sie gar nichts, was Ihnen schon durch sich selbst angenehm wäre? Ich meine nicht etwa, sittliche Vollkommenheit, reines Verdienst, Tugendäufserung: ich nenne Ihnen nur ganz gemeine Dinge, z. B. ein Gedicht, eine Rede, schriftstellerische Beschäftigung, Lectüre, Studium der Geschichte, der Erdkunde, eine Statüe, ein Gemälde, eine lachende Gegend, Schauspiel, Jagd, ein Lucullisches Landgut, (denn bei einem von Ihren Landgütern könnten Sie sich doch wohl eine Ausflucht machen, und sagen, Sie seyen dabei körperlich interessirt.) Haben Sie nun bei allen diesen Gegenständen körperliches Wohlgefühl? Oder liegt in ihnen ein Etwas, das Sie ohne äußere

sinnliche Rücksichten ergötzt? Sie würden den übertriebensten Starrsinn verrathen, wenn Sie darauf bestehen wollten, daß die so eben genannten Gegenstände ein körperliches Interesse gewährten. Und wollten sie dazu Nein sagen, dann würden sie dem ganzen Systeme des Epicur untreu werden.

Wie wollen Sie die Behauptung rechtfertigen, Lust und Schmerz der Seele sey allezeit stärker als körperliches Lust- und Schmerzgefühl, und zwar deswegen, weil die Seele einer dreifachen Empfindung, des Vergangenen, des Gegenwärtigen, und des Zukünftigen fähig sey, am Körper hingegen nur das Gegenwärtige gefühlt werden könne. Das Wohlgefühl der Seele soll immer aus einem körperlichen Lustgeföhle entstehen; und doch soll ienes stärker seyn als dieses. Daraus würde folgen, daß einer, der sich darüber freute, daß ich etwas Gutes genieße, eine angenehmere Empfindung haben müßte, als ich selbst; oder daß ein Gratulant sich weit

glücklicher fühlen müsse, als der, dem er gratulirt. Ihr preist euern Weisen glücklich, weil er in seiner Seele den höchsten Grad von Wohlgefühl genieße, das in allen Rücksichten das körperliche Lustgefühl an Stärke übertreffe; aber ihr werdet die Ungereimtheit nicht gewahr, die daraus folgen muß. Dieser Weise wird nun also auch Seelenschmerzen empfinden, welche die körperlichen an GröÙe übertreffen, das heißt, er wird sich zu manchen Zeiten recht sehr unglückselig fühlen; und doch soll er zu allen Zeiten höchst glücklich seyn. Dazu ist aber gar keine Hoffnung, so lange ihr Wohlgefühl und Schmerz zur Grundlage des höchsten Guts und Übels macht.

Nein Torquat, lassen sie uns ein höchstes Gut ausmitteln, das des Menschen würdig ist. Die *voluptas* wollen wir den Thieren des Feldes abtreten, auf deren Zeugniß ihr euch ja ohnehin bei der Erörterung des höchsten Gutes zu berufen pfelegt. Selbst diese

unvernünftigen, und bloß nach bestimmten Anweisungen der Natur handelnden Thiere, geben oft durch die beschwerlichsten Aufopferungen und Anstrengungen, wie das z. B. bei dem Geschäfte der Zeugung und Erziehung ihrer Jungen der Fall ist, zu erkennen, daß es ihnen um etwas ganz anders, als um bloßen Lustgenuß zu thun ist. Einige äußern eine Art von Fröhlichkeit, wenn sie schnell laufen, oder weite Reisen antreten können. Andere bilden durch ihr geselliges Beisammenseyn eine Art von regelmäsigen Staat. Bei einigen Vogelgattungen bemerken wir Spuren von dankbarer Zärtlichkeit, von Wissenschaft, von Gedächtniß; bei manchen sogar Sinn für Zucht und Ordnung. Es fänden also selbst bei den Thieren gewisse Anwandlungen von ganz uneigennütziger menschlicher Tugendäuserung Statt; und bei dem Menschen sollte es schlechterdings keine reine und von Rücksichten auf Sinnlichkeit unabhängige Tugend geben? Er, der so weit

über die Thiere des Feldes erhabene Mensch, sollte vor ihnen in diesem wichtigen Punkte nichts voraus haben? (34) In der That, wenn sinnliches Lustgefühl das höchste Gut ist, dann sind wir weit schlechter daran, als die unvernünftigen Thiere, denen die Erde, ohne ihre Bearbeitung zu verlangen, ihr Futter in eben so großer Mannichfaltigkeit als vollem Überflusse darbietet, während daß sie unsre ermügendsten Anstrengungen oft nur mit sehr kärglicher Ausbeute belohnt. Menschen und Vieh können doch unmöglich einerlei höchstes Gut haben. Wozu hätten wir so viel mühsame Bildung unsrer geistigen Kräfte, wozu so viele edle Bestrebungen, wozu so viel Tugendäuserung nöthig, wenn wir uns damit nichts weiter, als ein sinnliches Wohlgefühl verschaffen wollen. Wenn einer den Xerxes gefragt hätte, warum er mit einer so zahlreichen Flotte und Armee Land und Meer durchstreift, warum er eine Brücke über den Hellespont geschlagen, den Athos durch-

stochen hätte, und mit so überschwenglicher Macht in Griechenland eingedrungen wäre, und Xerxes hätte geantwortet, er habe das alles deswegen gethan, um sich Honig vom Hymettus zu holen; so würde jedermann das Urtheil gefällt haben, daß jene großen Anstalten dieser Absicht nicht werth waren. Und wollten wir nun von einem in allen Künsten und Wissenschaften unterrichteten, und mit allen Tugenden begabten Weisen, der nicht etwa zu Fusse und zu Schiffe, wie Xerxes, über Berge und Meere gewandert wäre, sondern Himmel und Erde und Meere mit seinem Geiste umfalste, wollten wir von einem solchen Weisen sagen, das große Ziel, das er verfolge, sey sinnliches Wohlgefühl, so hiesse das, der Weise macht mit sich alle diese großen Anstalten, um am Ende — Honig essen zu können.

Nein, Torquat, wir sind zuverlässig zu edlern, zu größern Zwecken geschaffen. Dahin deuten erstlich alle die großen Anlagen und Fähigkeiten unsers

geistigen Wesens; iene allumfassende unerschöpfliche Gedächtniskraft; iene an prophetisches Ahnungs - Vermögen gränzende Fähigkeit, Folgen zu berechnen; ienes sittliche Schamgefühl, das unsere heftigsten Begierden im Zaume hält; iener für die bürgerliche Gesellschaft so wohlthätige Gerechtigkeitssinn; iene Schmerz und Tod verachtende Herzhaftigkeit, die keiner Arbeit unterliegt, keine Gefahr scheuet. Untersuchen Sie ferner die Bestimmung unsrer Gliedmaasen, unsrer Sinne, und Sie werden finden, daß die Tugend nicht nur von ihrer Begleitung, sondern auch von ihren Diensten Gebrauch macht. Unser Körper besitzt, selbst als Körper, Eigenschaften, die weit mehr werth sind, als sinnliches Lustgefühl, z. B. Stärke, Gesundheit, Gewandheit, Schönheit. Und wenn das beim Körper der Fall ist, wie weit mehr muß dieser Vorzug bei den Eigenschaften der Seele Statt finden, in welcher schon einsichtsvolle Philosophen des Alterthums

Spuren himmlischer göttlicher Abkunft erkannten.

Wäre sinnliches Wohlgefühl unser höchstes Gut, wie ihr wollt; dann müßten wir uns wünschen, Tag und Nacht, ununterbrochen, den höchsten Grad von Lustgefühl zu empfinden, und alle unsre Sinne im Genusse aller möglichen Süßigkeiten schwelgen lassen zu können. Wie könnte aber ein Mensch, der sich nur auf einen Tag einen solchen Genuss wünschte, noch werth seyn, ein Mensch zu heißen? Ich weiß wohl, daß die Cyrenaischen Philosophen einen solchen Genuss nicht von sich weisen. Ich weiß auch, daß ihr Epicuräer in diesem Punkte noch etwas bescheidener und genügsamer seyd. Aber vielleicht sind iene doch eben deswegen konsequenter.

Lassen Sie uns ietzt einmal iene höhern und wichtigern Kenntnisse, deren Unkunde unsere Alten mit dem Worte *inertia* ausdrückten, bei Seite setzen, und von etwas gemeinern Geschicklich-

keiten sprechen. Ich erinnere Sie also an keinen Homer, Archilochus oder Pindar, sondern ich frage Sie nur, ob Sie wohl glauben, daß ein Phidias, ein Polyclet, ein Zeuxis, ihre Kunst bloß in Hinsicht auf sinnliches Wohlgefühl getrieben haben? Wie also? ein Künstler sollte bei der Bildung schöner körperlicher Formen, edlere Zwecke vor Augen haben, als ein braver Staatsbürger, wenn er eine edle große Handlung ausführt? Der ganze Grund von diesem so tief eingewurzelten und so weit verbreiteten Irrthume liegt zuverlässig darinn, daß der, welcher das Wohlgefühl zu seinem höchsten Gute stempelt, nicht den vernünftigen Theil seines Wesens, sondern den andern und schlechtesten, wo die Sinnlichkeit und Thierheit ihren Sitz hat, zu Rathe zieht. Wie können die Götter, die ihr doch glaubt, glücklich seyn, da ihnen zum Genusse sinnlicher Lustgefühle der Körper fehlt? Oder, wenn sie ohne diese Art von Genuss glücklich seyn können,

warum wollt ihr den Weisen keinen ähnlichen Vortheil von seiner geistigen Vollkommenheit ziehen lassen? (35) Lesen Sie nur, lieber Torquat, die erste die beste Lobrede — nicht eben auf einen Helden, wie man sie beim Homer findet, auch nicht auf einen Cyrus, Agesilaus, Aristides, Themistocles, Philippus, Alexander — sondern nur die erste die beste auf einen unsrer Landsleute, auf einen Ihrer Anverwandten; Sie werden gewifs keinen deswegen gelobt finden, dafs er mit ganz besonderer Geschicklichkeit seine Sinnlichkeit zu befriedigen gewufst habe. Oder wird vielleicht manche Grabschrift diesen Sinn haben? Wie etwa die vor dem Capenischen Thore auf Calatinus: *Uno ore cui plurimæ consentiunt gentes populi primum fuisse virum.* Sollen wir dieses einmüthige Volksgeständnifs dahin deuten, dafs Calatinus unter allen Sterblichen am besten die Kunst verstanden hätte, sich Vergnügen zu machen? Sollen wir einen Jüngling von grossen An-

lagen deswegen hoffnungsvoll nennen, weil er einmal seinen Vortheil recht in Acht nehmen, recht interessirt handeln lernen wird? Welch einer moralischen Verwirrung sähen wir dabei entgegen! Fürs erste gehen die beträchtlichsten Stützen der Geselligkeit, Dienstfertigkeit und Dankbarkeit, zu Grunde. Wenn ich dem andern blos um meines Vortheils willen etwas leihe, oder zu Gefallen thue, so ist das nicht Gefälligkeit, sondern Wuchersinn; und wer mir um seines Vortheils willen geborgt hat, dem werde ich nicht glauben Dank schuldig zu seyn. Wo sinnliche Rücksichten alles gelten, da kann kein wahrer Tugendsinn aufkommen. Es giebt eine Menge Niederträchtigkeiten, deren Begehung man selbst dem Weisen schwerlich zum Vorwurfe würde machen können, wenn Tugend und Sittlichkeit nicht um ihrer selbst willen einen Werth haben.

Ich schliesse meinen Vortrag, den ich ins Unendliche fortsetzen könnte,

mit der Bemerkung, daß es unsre Pflicht ist, durch die angelegentlichste Empfehlung der Tugend, der Sinnlichkeit den Zugang zu unserm Herzen gänzlich abzuschneiden. Von mir werden Sie jetzt eine solche Lobrede auf die Tugend nicht erwarten. Schauen Sie nur in ihr eigenes Herz. Untersuchen Sie es recht aufmerksam, und dann fragen Sie sich selbst, ob Sie ihr ganzes Leben im Genusse beständiger Vergnügungen, und in Ihrer so oft gerühmten Ruhe, die kein Schmerz, und, wenn es möglich wäre, auch nicht einmal die Besorgnis zukünftiger unangenehmer Gefühle störte, zubringen, oder ob Sie sich lieber um die Menschheit verdient machen, Nothleidende unterstützen, und dabei herkulische Arbeit thun möchten? Ich würde Ihnen eine Antwort auf diese Fragen abdringen, wenn ich nicht befürchtete die Äuserung von Ihnen zu hören, selbst Herkules habe bei seinen zum Besten der Menschheit unternommenen Beschwerlichkeiten auch

wohl sein Vergnügen zur Absicht gehabt.

Torq. Ich weiß allenfalls, wem ich eine solche Äußerung zutrauen könnte, hätte auch wohl selbst eins und das andere dagegen zu erinnern; Allein ich will das lieber ein paar guten Freunden überlassen, die besser darauf eingerichtet sind,

Ich. Sie haben, wo ich nicht irre, zwei sehr brave und gescheute Menschen im Sinne — nicht wahr, den Syro und Philodemus?

Torq. Sie haben's errathen.

Ich. Nun wohl: — Doch es ist wohl billig, daß wir vorher den Triarius über unsern Streit abhören.

Torq. (lachend) Im Gegentheil, dächt' ich, das wäre nicht wohl gethan, wenigstens über einen Gegenstand, wie dieser. Sie machen es doch noch ganz gnädig; aber der quält uns auf gut stoisch.

Triar. In der Folge wenigstens dürfte es wohl etwas scharf hergehn. Ich bin durch das, was ich bereits gehört habe, sehr gut vorbereitet, und werde meinen Angriff nicht eher thun, als bis ich sehe, daß Sie von Ihren guten Freunden in gehörige Verfassung gesetzt sind.

IV.

Brief an Quintus Cicero.

(des ersten Buchs *ad Quint. Frat.* erster Brief.)

Ohne Zweifel werden diesem Briefe bereits Bothschaften die Menge, und gewifs auch die eilende Fama zugekommen seyn. Du wirst es schon von manchen andern gehört haben, dafs man, um mir die Sehnsucht, und dir die Arbeit zu vergröfsern, für deinen Aufenthalt in der Provinz nun wirklich noch ein drittes Jahr bestimmt hat. Allein ich halte es demungeachtet für Pflicht, dich von diesem unangenehmen Zusatze auch selbst zu benachrichtigen. In mehrern meiner vorigen Briefe machte ich dir zu deinem baldigen Abgange Hoffnung, ohnerachtet sie schon jedermann aufgab: und ich that dieses, theils, um dir so lange als möglich diese angenehme Einbildung zu erhalten, theils aber auch deswegen, weil ich mich in

Verbindung mit unsern Präto-
ren für die Sache mit einer Anstrengung verwen-
dete, die mich immer noch eine gün-
stige Wirkung hoffen liefs. Nun ist
freilich das Gegentheil erfolgt. Die Prä-
toren haben mit allem ihren Einflusse so
wenig, wie ich mit meinen Bemühungen
etwas ausrichten können, und es ist aller-
dings keine leichte Aufgabe, gleichgültig
dabei zu bleiben. Wer sich aber so lange,
wie wir, in Geschäften umgesehen und
geübt hat, der darf bei dergleichen ab-
schreckenden Aussichten den Muth doch
nicht ganz sinken lassen. Und wenn ein
höheres Maas von üblen Empfindungen
die verdiente Folge eigener Verschul-
dung ist, so habe ich im gegenwärtigen
Falle vielleicht noch mehr Ursache ver-
drüßlich zu seyn, als du. Denn daß
du deinen Wunsch nicht errechtest,
den du bei deiner Abreise und nachher
schriftlich gegen mich äusertest, und
gleich im zweiten Jahre nicht abgelöset
wurdest, daran war ich schuld. Bei
meiner Absicht, unsern Bundesgenossen

zu helfen, einigen unverschämten Wucherern das Handwerk zu legen, und meinen Ruhm mit dem Deinigen zu vermehren; war das von mir gar nicht klüglich gehandelt, zumal da ich dadurch die Möglichkeit vorbereitete, daß das zweite Jahr auch ein drittes seines gleichen nach sich ziehen könnte. Ich gestehe meinen Fehler: Du wirst aber durch dein Betragen schon wieder gut zu machen suchen, was ich versehen habe; ich kann das von deinem Verstande und Herzen erwarten. Wenn du dich mit verdoppeltem Eifer bestrebest, alle Bedingungen eines guten Rufs zu erfüllen, nicht etwa um mit andern zu wetteifern, sondern blos um dich selbst von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen; Wenn du dich zu allem, was du thust und denkst, von ienem edlen Geitze nach Beifall und Lob bestimmen lässest, dann, glaube mir, wird das einzige Jahr, um welches man deinen geschäftvollen Posten verlängert hat, uns eine vieleährige Ausbeute der ange-

nehmsten Erfahrungen, und noch unsern Nachkommen Ruhm und Ehre gewähren. Laß also, das bitte ich dich vor allen Dingen, den Muth nicht sinken: Laß dich den Gedanken an die Wichtigkeit der Geschäfte, die deiner warten, nicht niederdrücken; Sey Mann, biete der Arbeit die Stirne, gehe ihr mit Bereitwilligkeit entgegen. Du bekleidest einen Posten, bei welchem auf den Einfluß des Glücks nichts, hingegen auf Verstand und Thätigkeit alles ankommt. Wärest du in einem wichtigen und gefährlichen Kriege Befehlshaber, und ich sähe, daß man dir diesen Dienst um ein Jahr verlängert hätte, dann würde mir bange werden: denn ich sähe zugleich, daß wir nun auch um so viel länger Slaven des Glücks bleiben müßten. Jetzt hat man dir aber ein Amt anvertraut, wobei das Glück entweder gar keine, oder doch nur eine sehr unbedeutende Rolle zu spielen hat, und was meines Erachtens lediglich auf dem Gebrauche beruht, den du von deiner

eignen Kraft, und von den Anlagen deines Geistes machen wirst. Wir haben keinen Feind im Hinterhalte, keine Treffenlieferung, keinen Abfall unsrer Bundesgenossen, keinen Mangel an Soldgeldern oder an Lebensmitteln, keinen Aufstand der Armee zu befürchten. In dergleichen Lagen befanden sich oft die geschicktesten Generale, und das Unglück setzte ihnen dabei mit einer Gewalt zu, der sie eben so wenig widerstehen konnten, als der geschickteste Steuermann im Stande ist, einem Seesturme Einhalt zu thun. In deinem Wirkungskreise ist Friede: auf deinem Meere herrscht eine vollkommene Windstille. Aber es ist eine Windstille, die nur einem wachsamem Steuermanne vortheilhaft seyn kann: er könnte versinken, wenn er dabei schlief.

Die Bundesgenossen, die sich in der Provinz aufhalten, sind die besten, die gutmüthigsten Menschen von der Welt. Die Bürgerklasse besteht entweder aus Publikanen, die in sehr nahen Verhält-

nissen mit uns stehen, oder aus reichen Handelsleuten, welche den ungestörten Genuß ihres Vermögens von meinem Consulate abhängig glauben. Freilich setzt es auch unter diesen oft heftige Streitigkeiten: es fallen mannichfaltige Beeinträchtigungen vor: es kömmt zu hitzigen Kämpfen. Behaupte ich denn aber auch, daß du in deinem Amte leichtes Spiel haben wirst? Nein, ich weiß es, daß dein Posten sehr wichtig ist, und große Geistes - Anstrengung erfordert. Allein ich bin auch überzeugt, daß es dabei unendlich mehr auf diese Anstrengung als auf den Einfluß des Glückes ankomme. Wie leicht wird es dir werden, deine Untergebenen in Schranken zu halten, wenn du dich selbst in deiner Gewalt hast? Für manchen andern dürfte das freilich ein schweres Stück Arbeit seyn, was es auch in der That ist. Aber dir ist es immer so leicht geworden; dir mußte es so leicht werden. Du hast ein Temperament, wobei du, um Besonnenheit und Mäßigung zu behaupten,

keiner Unterstützung von gelernten Grundsätzen bedürfest. Du hast aber auch eine wissenschaftliche Bildung genossen, die selbst das fehlerhafteste Naturrell zu verbessern im Stande seyn würde. Wenn du auch in Zukunft gegen Versuchungen zur Habsucht, und zur Wollust, und gegen iede Art von fehlerhaften Begierden so männlich kämpfest, wie du bisher gethan hast: kann dirs da wohl schwer werden, einen Schurken von Kaufmann, oder einen etwas zu eigennützigen Publikan im Zaume zu halten? Die Griechen wenigstens werden dich dann als eine Erscheinung aus der alten Welt, oder auch wohl als einen Halbgott betrachten, der sich vom Himmel herab in die Provinz niedergelassen habe.

Ich schreibe dir das alles nicht, um dich an deine Pflicht zu erinnern, sondern vielmehr, um dir das Bewußtseyn erfüllter Pflicht recht angenehm zu machen. Drei Jahre als oberster Befehlshaber in Asien zu leben. und über nichts von alle dem, woran diese Pro-

vinz Überflufs hat, über keiner Statüe, keinem Gemälde, keiner Vase, keiner Prachtdecke, keinem Slaven, keiner schönen Gestalt, keinem Goldklumpen, seine Unschuld zu verlieren, das will allerdings sehr viel sagen. Und nun stelle dir vor, diese Tugend, diese Unschuld und Mäsigung wirkt nicht im Verborgenen, sondern sie zeigt sich auf offnem Schauplatze von ganz Asien und im Angesichte einer der größten Provinzen: sie wird den entferntesten Nationen bekannt; kein Mensch zittert, wenn du eine Reise beginnst: kein Mensch wird bei deiner Wirthschaft ruinirt; kein Mensch scheuet deine Ankunft; wo du hinkömmst, da ist alles hoch erfreut; die Stadt nimmt in dir nicht einen Tyrannen, sondern ihren Beschützer, der Hausvater nicht einen Freibeuter, sondern seinen Freund auf. Welch ein schönes, beneidenswertes Verhältnifs!

Indessen ist es, wie du aus eigener Erfahrung weifst, bei weitem nicht ge-

nug, daß ein Befehlshaber in der Provinz nur für seine Person diese vortrefflichen Eigenschaften besitze. Er muß sich hauptsächlich auch darauf einrichten, daß er den Bundesgenossen, den Bürgern und dem ganzen Staate für seine sämtliche Dienerschaft verantwortlich seyn könne. Zum Glück hast du jetzt Legaten, die ihre Pflicht von selbst thun werden. Tubero, der älteste unter ihnen, ist ein geachteter und verdienstvoller Mann. Da er jetzt den Geschichtschreiber macht, so giebt ihm das meines Erachtens die beste Gelegenheit, sich eine Menge Tugendhelden aus der Geschichte zu Mustern der Nachahmung zu nehmen, und er wird diese Gelegenheit benutzen. Allienus ist uns herzlich ergeben, und lebt ganz nach unsern Grundsätzen. Gratidianus, o das ist ein Mann, der auf Ehre hält, davon bin ich überzeugt: und er liebt uns viel zu zärtlich, als daß ihm die unsrige gleichgültig seyn sollte. Deinen Quästor hast du dir nicht selbst gewählt; sondern das Loos hat dir ihn

zugeführt. Es ist also um so mehr seine Pflicht, daß er sich gut aufführt, und deine Anordnungen und Befehle befolgt. Sollte etwa einer und der andere die Eigennützigkeit übertreiben, so kannst du ihm allenfalls so lange nachsehn, als es der Fehler eines sich selbst überlassenen Privatmannes bleibt. Allein du darfst nicht gestatten, daß er den Einfluß, den du mit seinen Amtsgeschäften verbunden hast, zu seinem Vortheil misbrauche. Ich rathe dir überhaupt nicht, daß du dich um iede Schurkerei dieser Art bekümmerst, und ihr ängstlich auf die Spur zu kommen suchst: zumal da es ietzt Mode geworden ist, dergleichen Dinge mit übertriebener Nachsicht zu beurtheilen, und wohl gar zu einem Gegenstande des Wetteifers zu machen. Vertraue einem ieden nicht mehr an, als er bewahren kanf.

Für dieienigen Personen also, welche dir der Staat selbst zu Gehülfen in die Provinz mitgegeben hat, brauchst du nur in dem von mir bestimmten Maase

verantwortlich zu seyn. Hingegen was dein ganzes Personale von Hausgenossen, die von deinem Tische essen, oder von nöthigen Bedienten betrifft, so mußt du nicht nur ihre Handlungen, sondern auch ihre Worte vertreten. Indessen besteht gegenwärtig deine Dienerschaft aus Leuten von einer guten Beschaffenheit. Wer von ihnen seine Pflicht thut, dem kannst du ohne Bedenken dein Vertrauen zu erkennen geben: wer deiner Ehre zuwider handelt, dem kannst du ohne Schwierigkeit das Handwerk legen. Im ersten Anfange deiner Amtsführung war es wohl möglich, daß diese Leute deine Güte misbrauchen konnten: denn je ehrlicher man selbst ist, desto schwerer wird es einem, gegen die Ehrlichkeit anderer Mistrauen zu fassen. Allein im dritten Amtsjahre wirst du dieselbe Rolle des ehrlichen Mannes schon mit mehr Behutsamkeit und Wachsamkeit spielen müssen. Leihe deine Ohren nur dem lauten offenen Erzähler, nie aber dem eigennützigem,

der dir Lügen oder Schmeicheleien einlispelt. Deinen Siegelring betrachte nicht wie eine gemeine Hausmöbel, sondern gleichsam wie dein anderes Ich. Er sey nur der Zeuge deines eigenen Herzens: nie ein Fröhner fremdes Eigennutzes. Dein Accensus sey dir das, was er unsern Vorfahren war. Sie betrachteten seine Stelle nie als eine Ehrenstelle, sondern als eine Handthierung und als einen Dienst, den sie immer nur ihren Freigelassenen übertrugen. Sie behandelten ihre Accensi nicht viel anders als Slaven. Der Lictor müsse blos deine Güte beurkunden. Fasces und Beile müssen für Insignien gelten, die mehr deinen Rang, als deine Gewalt ankündigen. Die ganze Provinz wisse, daß dir das Glück aller deiner Untergebenen, ihre Familien, ihre Ehre, und ihr ganzer Wohlstand am Herzen liege. Jedermann sey überzeugt, daß du bei der ersten Nachricht, die dir von Bestechung zu Ohren kömmt, nicht nur den Empfänger sondern auch den

Geber verfolgen wirst. Wem es einmal bekannt ist, daß keine von den Personen, die sich mit ihrem Einflusse auf deine Gesinnung brüsten, von dir etwas zu erhalten pflegt, dann wird kein Mensch einen Heller mehr daran wenden.

Indessen habe ich bei diesen Winken keineswegs die Absicht, dir einen hohen Grad von Härte oder Misstrauen gegen deine Untergebenen zur Pflicht zu machen. Allen denen, welche dir während der verflossenen zwei Jahre nie Anlaß zum Verdachte der Habsüchtigkeit gaben, (wie etwa Cæsius, Chærippus, und Labeo, von denen ich das nicht nur gehört habe, sondern auch aus Erfahrung weiß;) kannst du ohne Bedenken alles anvertrauen. Hast du aber einen und den andern darunter, dessen Betragen dir bisher zweideutig, oder schon verdächtig geworden war, einem solchen darfst du nichts anvertrauen, ihn darfst du nicht den geringsten Antheil an Geschäften nehmen lassen, bei welchen

deine Ehre auf dem Spiele steht. Solltest du etwa einen oder den andern aus der Provinz, der dir vorher unbekannt war, vorzüglich lieb gewonnen, und unter deine vertrauten Gesellschafter aufgenommen haben, so sey wenigstens behutsam in dem Vertrauen, das du ihm schenkest: nicht als ob es unter den Provinzialen keine ehrlichen Leute gäbe; Nein! Es ist aber nur eine gefährliche Sache, die Ehrlichkeit eines Menschen, die man höchstens nur hoffen und wünschen kann, bestimmen zu wollen. Die Verstellung zieht unzählige Schleier, hinter welchen sich der wahre Character eines Menschen verbirgt: Stirne, Augen, Mine, sind oft alle Lügner: am öftersten ist es die Zunge. Wie kannst du also darauf rechnen, in iener Klasse von Provinzialen Personen zu finden, welche die Befriedigung ihres Eigennutzes deinem Vortheile aufopfern, und dich, einen fremden Menschen, aufrichtig lieben werden, ohne jemals um ihres eigenen Vortheils willen diese

Liebe zu heucheln? Das, denke ich, will sehr viel sagen: zumal bei Leuten, die sich immer nur um die Gunst der Prätores bewerben, während daß ihnen die Freundschaft ieder andern Privatperson gleichgültig ist. Solltest du indessen, was wohl möglich ist, die Erfahrung gemacht haben, daß einer oder der andere von ihnen dich wirklich ohne Nebenabsichten auf seinen Vortheil schätzte und liebte, dann kannst du ihn ohne Bedenken in die Liste deiner Vertrauten einschreiben. Weißt du das aber nicht zuverlässig, dann ist es äußerst gefährlich, dergleichen Menschen Antheil am vertrautern Umgange nehmen zu lassen; weil sie alle Schliche wissen, wo Geld zu erhaschen ist, weil sie alles um Geld thun, und weil ihnen die Ehre oder Schande jedes Menschen gleichgültig ist, von dessen Bekanntschaft sie nichts zu gewinnen hoffen können. Vor nähern Bekanntschaften mit Griechen hast du dich wohl in Acht zu nehmen. Nur sehr wenige, die etwa

nöch von altgriechischem Schrot und Korn sind, dürften hier eine Ausnahme machen. Die allermeisten aber sind unzuverlässig, leichtsinnig, und durch langwierige Slavendienste an übertriebene Schmeichelei gewöhnt. Ich bin der Meinung, daß man alle diese Leute im ganzen genommen auf einen guten Fuß behandeln, und manchen, der sich darunter besonders auszeichnet, auch wohl nähere Verhältnisse des freundschaftlichen Umgangs genießen lassen muß: nur unsere Vertrauten dürfen sie nicht werden. Dazu fehlt es ihnen einmal an Aufrichtigkeit, weil sie nie das Herz haben, unserer Meinung die ihrige entgegen zu setzen! und zweitens sind sie nicht nur gegen unsere Parthei, sondern auch selbst gegen ihre eigene misstrauisch.

Du siehst, wie sehr ich die Behutsamkeit selbst in solchen Verhältnissen empfehle, über welche ich vielleicht strenger urtheile, als sie verdienen. Was werde ich nun vollends für ein

Urtheil über die Slaven sprechen, die wir überall, vorzüglich aber in der Provinz unter der strengsten Aufsicht haben müssen? Es läßt sich über diesen Punkt sehr viel dociren. Die beste und ausführbarste Regel, die ich dir zum Besten geben kann, ist diese: Deine Slaven müssen sich auf deinen Reisen in Asien gerade so betragen, als ob du auf der Appischen Straße reitest: es muß ihnen gleich viel seyn, ob sie nach Tralles oder nach Formiæ kommen. Zeichnet sich einer von ihnen durch vorzügliche Treue und Ehrlichkeit aus, dann kannst du ihn bei deinen häuslichen und Privatangelegenheiten ohne Bedenken brauchen. Nur darf er sich schlechterdings nicht in Dinge mischen, welche unmittelbar dein Amt, und irgend ein Interesse des Staats betreffen. Es giebt eine Menge Geschäfte, wozu man ehrliche Slaven wohl brauchen könnte, allein um nachtheilige Urtheile der Tadler zu vermeiden, ist es besser sie nicht dazu zu brauchen.

Doch ich bin, ohne zu wissen wie, und gegen meine Absicht in den Ton der Belehrung gerathen. Einen Geschäftsmann unterrichten zu wollen, dem ich weder an Einsichten überlegen bin, noch an Erfahrung gleich komme, konnte mir nicht einfallen; indessen dachte ich doch, dein Benehmen würde dir um soviel mehr Freude machen, wenn du es durch mein Urtheil unterstützt fändest.

Die Hauptstützen, worauf dein Glanz beruhet, sind erstlich Tugend und Mäßigung von deiner Seite: dann unbescholtenes Betragen von Seiten derer, die um dich sind: äuserste Behutsamkeit in der Wahl deiner Freunde aus Provinzialen oder Griechen: männliche und stäte Slaven-Disciplin. Findet man es schon bei dem gemeinsten Bürger sehr edel, wenn der Einrichtung seines Hauswesens solche Maximen zum Grunde liegen: wie weit schöner und vortrefflicher wird man sie finden müssen, wenn man sie in einem so wichtigen Verhält-

nisse, wie das deinige ist, bei so äuserster Sittenverderbnifs, und in einer Provinz befolgt sieht, die ienem Verderbnisse so viel Nahrung verschafft! Bei einer Disciplin und bei Maximen dieser Art kann alsdann auch iene richterliche Strenge Statt finden, die du bereits bei gewissen Fällen gezeigt hast, wo es mir wirklich sehr erwünscht war, manche Galle gegen uns in Bewegung gesetzt zu sehen. Denn das wirst du doch nicht etwa glauben, dafs mir die Beschwerden eines Menschen, wie Poconius, der nicht einmal ein griechischer, sondern höchstens ein mysischer, oder gar phrygischer Gauner ist, zu Herzen gehen, oder dafs ich mich durch das Geschrei eines so schlechten Kerls, wie Tuscenius, dem du seine Diebsbeute mit musterhafter Unerschrockenheit aus den Klauen gerissen hast, irre machen lasse. Mit diesen und ähnlichen Äuserungen von Strenge, wovon du in deiner Provinz Gebrauch gemacht hast, würden wir ohne Beweise der uneigennützigsten

Rechtschaffenheit schwerlich lange fortkommen. Recht und Gerechtigkeit kann und muß mit Strenge gehandhabt werden: Allein diese Strenge muß sich in allen Fällen gleich bleiben, sie darf sich durch keine Rücksichten auf Gunst und Partheilichkeit aus ihrem Gleise bringen lassen. Inzwischen ist es doch bei weitem nicht hinlänglich, daß du für deine Person diese gleichförmige Gerechtigkeitsliebe beobachtest, wofern das nicht auch alle dieienigen thun, die du an der Jurisdiction mit Antheil nehmen lässest. Überhaupt ist in Asien die Mannichfaltigkeit der Gubernementsgeschäfte meines Erachtens nicht sehr groß: sondern sie beziehen sich alle bloß auf die Jurisdiction. Diese kann, in so fern sie Kenntniß der Provinzialverfassung voraussetzt, keine Schwierigkeit haben: allein es ist Stetigkeit und Gewissenhaftigkeit dabei nöthig, um nicht nur allen Versuchungen zur Partheilichkeit widerstehen zu können, sondern auch den leisesten Tadel un-

möglich zu machen. Hiernächst muß der Richter die Partheien mit schonender Bereitwilligkeit anhören, seine Bescheide ohne Leidenschaft geben, und seine Weisungen oder Belehrungen mit gewissenhafter Bestimmtheit abfassen. Durch ein solches Betragen hat sich nur kürzlich C. Octavius ungemein viel Liebe und Beifall erworben. Sein licitor rührte keine Hand: sein Accensus that den Mund nicht auf: Jeder sprach, so oft und so lange er wollte. Man könnte vielleicht diese Gelindigkeit für übertrieben halten: allein Octavius sicherte damit seine Strenge. Die Sullanischen Partheigänger wurden gezwungen, alles wieder heraus zu geben, was sie gewaltsamer Weise genommen hatten. Wer als Magistratsperson widerrechtlich verfügt hatte, der mußte sich jetzt als Privatperson derselben Verfügung unterwerfen. Auch diese Strenge könnte vielleicht etwas zu hart scheinen, wenn er sie nicht durch mannichfaltige Äußerungen von Güte wieder gemildert hätte,

Und wenn eine solche Gelindigkeit selbst in Rom Beifall findet, wo die Unverschämtheit zu Hause ist, wo die Menschen so frech und ausgelassen sind, wo der Magistrat so zahlreich ist, wo es so viel Hülfquellen giebt, wo das Volk so viel Macht, und der Senat so gewaltigen Einfluß hat: was für eine angenehme Erscheinung muß ein sanftmüthiger menschenfreundlicher Prätor nicht erst in Asien seyn, wo er der einzige Mensch ist, dessen Winke so viele Bürger, Bundsgenossen, und Städte gehorchen? wo keine Rechnung auf Intercessionen oder Beschwerdeführung Statt findet? wo es weder Senat noch Volksversammlung giebt? Von einem edel denkenden Manne, der mit einem sanften ruhigen Charakter zugleich wissenschaftliche Bildung und Kenntnisse verbindet, ist also zu erwarten, daß er sich bei Bekleidung eines so machtreichen Postens ein Betragen zur Pflicht mache, welches in keinem seiner Untergebenen den Wunsch eines anderwei-

tigen Machthabers aufkommen lasse. Ich erinnere dich hier an den Xenophontischen Cyrus. Dieser Schilderung liegt zwar keine wahre Geschichte, sondern nur ein Ideal zum Grunde; allein sie enthält eine vollständige Anweisung zum Betragen eines Befehlshabers, der seinen Posten mit Gewissenhaftigkeit und Mäßigung bekleiden will, weswegen sie auch unser großer Africanus zu seiner unablässigen Lectüre gemacht hatte. Der Philosoph giebt daher seinem Helden einen Character, worinne wir den höchsten Ernst mit der liebenswürdigsten Sanftheit gepaart finden. Und wenn nun ein Fürst, wie Cyrus, der nie in den Stand eines Privatmanns zurücktreten durfte, sich ein solches Betragen zur Pflicht machte, um wie viel mehr werden dies nicht alle diejenigen thun müssen, welche ihre Befehlshaber-Stellen nur unter der Bedingung einer bestimmten Zurückgabe, und unter dem Einflusse von Gesetzen bekommen haben, denen sie sich über

lang oder kurz selbst wieder unterwerfen müssen?

Die allgemeinste und Hauptobliegenheit, die ein ieder, der über andere gesetzt ist, auf sich hat, besteht meines Erachtens darinne, daß er seine Untergebenen so glücklich als möglich zu machen suche: gleichviel, ob diese Untergebenen Bundesgenossen und Bürger, oder ob es Slaven, oder ob es Kühe und Schaafte sind: es ist und bleibt seine Pflicht für ihren Vortheil und für ihr Bestes zu sorgen. Daß du diese Pflicht von deinem ersten Eintritte in Asien an mit dem größten Eifer zu erfüllen strebest, ist eine Thatsache, worüber der Ruf längst zu deinem Vortheile entschieden hat. Es ist allgemein bekannt, wie thätig und gewissenhaft du in dieser Rücksicht zu Werke gehest. Keine Stadt, heißt es, macht ietzt neue Schulden: im Gegentheile sind viele von ihren alten Schulden, die eben so beträchtlich als verderblich waren, befreit worden: Eine Menge zerstörter und beinahe ganz ver-

ödeter Städte, (wovon ich nur zwei, das berühmte Samos in Ionien, und Halicarnass in Carien, auszeichne) verdanken dir ihre Wiederherstellung und Aufnahme: nirgends giebt es Aufruhr, nirgends Gährungen. Du sorgst dafür, daß die Bürgerjustiz nur von Patrioten verwaltet wird. Du hast die Räuberbande in Mysien gesprengt; an mehreren Orten blutige Scenen verhütet; und durch die ganze Provinz Frieden gestiftet. Du hast nicht nur auf Land- und Heerstraßen die Sicherheit hergestellt, sondern auch die noch weit häufigern und schädlichern Räubereien gedämpft, die im Innern der Städte und in Tempeln verübt worden waren. Die boshafte Chikane, diese zerstörende Dienerin habstüchtiger Prätoeren, nagt ietzt nicht mehr an dem guten Nahmen, an den Besitzungen und an der glücklichen Ruhe begüterter Bürger. Jeder Städtebewohner fügt sich willig in die Entrichtung der ihm auferlegten Abgaben. Jedermann kann dich ohne Schwierigkeit

sprechen; deine Ohren stehen jedem Klagenden offen; der Bedrückte, der Hülflose findet nicht nur vor dem öffentlichen Iustiztribunale, sondern auch in deinem Hause, und in deinem Zimmer offene Zuflucht. Deine ganze Regierung, rühmt man, sey mit keiner Spur von Härte oder Grausamkeit, aber überall mit Beweisen von Milde, Sanftmuth und Menschenliebe bezeichnet. Und wie wohlthätig ist es, daß du Asien von der drückenden und unbilligen Spielabgabe an die Aedilen befreiet hast! Wenn ein einziger Nobilis sich öffentlich darüber beschwert, du hättest ihm allein durch die Promulgation, daß für die öffentlichen Spiele keine Abgaben gefordert werden sollten, um 200 Sesterzien geschadet: was würde es erst für eine Summe kosten, wenn für alle und iede Spielunternehmer in Rom gezahlt werden sollte? Doch diese Art von Beschwerden habe ich durch ein Benehmen niedergeschlagen, welches wenigstens in Rom, — ich weiß nicht ob auch

in Asien — mit vielem Beifalle aufgenommen wurde. Die Provinzial - Städte hatten nemlich bewilligt, zur Erbauung eines Monumentes für uns, die Kosten zu geben. Sie thaten das in Hinsicht auf meine Verdienste und aus Dankbarkeit gegen dich mit Freuden. In der diesfalls ausgefertigten Urkunde ward namentlich auf die Erbäuung eines Tempels und Monuments angetragen. Die bewilligten Gelder wurden nicht etwa unnütze verschwendet, sondern zur Einrichtung eines Tempels verwendet, und konnten also als ein Opfer betrachtet werden, das nicht blos mir, sondern auch dem römischen Volke und den Göttern gebracht würde. Ich hatte das Verdienst, eine öffentliche Staatsurkunde, und die Bereitwilligkeit der Geber auf meiner Seite; allein ich verbat es demungeachtet, theils um anderer Ursachen willen, theils aber auch, um allen denienigen, die eine ähnliche Ehrenbezeigung weder verdient hatten, noch erwarten durften, keine üble Laune zu machen.

Lafs es dir also, wie bisher, so auch ferner eins deiner angelegentlichsten Geschäfte seyn, alle dieienigen, zu deren Vormunde und Oberhaupte dich die römische Regierung eingesetzt hat, mit Wohlwollen zu behandeln, auf alle Art und Weise zu schützen, und so glücklich und zufrieden als möglich zu machen. Hätte dich das Loos zum Gewalthaber über rohe ungebildete Nationen, über Africaner, Hispanier, oder Gallier bestimmt, selbst dann würdest du es für Pflicht halten, ihr Glück und Bestes zu befördern. Jetzt bist du der Vorgesetzte einer Nation, die nicht nur selbst eine feinere Bildung hat, sondern auch als die Quelle zu betrachten ist, aus welcher auch andere Nationen ihre Verfeinerung schöpften. Da mich der Inhalt meines ganzen Lebenslaufes von dem Hange zur Unthätigkeit und Seichtigkeit so ziemlich freisprechen dürfte, so brauche ich mich jetzt des Geständnisses nicht zu schämen, daß ich meine ganze Bildung und alle meine Vorzüge

blos den wissenschaftlichen Belehrungen verdanke, die ich aus dem Studium der griechischen Literatur geschöpft habe. Wir sind allen Menschen ohne Unterschied Liebe und Güte schuldig. Allein die griechische Nation scheint vorzüglich Anspruch darauf machen zu können, daß wir sie die Früchte des von ihnen erhaltenen Unterrichts genießen lassen. Plato, der erste unter den Inhabern menschlicher Weisheit, sagt, es würde nicht eher glückliche Staaten geben, als bis diejenigen, die sie regierten, entweder Philosophen und Weise wären, oder wenigstens Geschmack an dem Studium der Philosophie und der Wissenschaften fänden. Plato war also der Meinung, durch Vereinigung von Macht und Weisheit könne das Glück der Staaten am besten befördert werden. Es gab vielleicht einmal eine Zeit wo in unsrer Republik ein ähnliches Verhältniß Statt fand. Wenigstens ist jetzt die Provinz Asien so glücklich, von einem Manne regiert zu werden, der von Ju-

gend auf an der Bildung seines Geistes und seines Herzens mit dem größten Fleiße gearbeitet hat. Sorge also dafür, lieber Bruder, daß dieses Jahr, mit dessen Zusatze man deine Arbeiten verlängert hat, nun auch für Asien ein Jahr des Heils und Segens werde. Und da es nun einmal Asien mit seinem Wunsche, dich zu behalten, besser geglückt ist, als mir mit meiner Bemühung, dich nach Rom zurück zu bringen, so suche wenigstens zu bewerkstelligen, daß ich mich über deinen Verlust mit dem Gedanken an eine sich glücklichühlende Provinz trösten kann.

Je mehr Anstrengung es dich gekostet hat, des ehrenvollen Postens, den man dir mit so seltner Auszeichnung übertragen, ganz werth zu seyn; desto mehr ist es Pflicht für dich, denselben auch auf die würdigste Art zu behaupten. Ich habe dir über diese Gattung von Ehrenstellen schon sonst einmal mein Urtheil geschrieben. Wäre sie nicht wichtiger als hundert andere, so würde sie keines

Bestrebens nicht werth seyn. Hättest du den Besitz derselben zufälligen Umständen zu danken, so würde es lächerlich eitel seyn, sich noch etwas darauf einzubilden. Stellte man dich aber als Mann von Verdiensten auf diesen Posten, und das ist der Fall wirklich, so mußt du dir meines Erachtens alle mögliche Mühe geben, ihn auf das vollkommenste auszufüllen. Du spielst die Rolle des obersten Machthabers in einem Striche Landes, wo man dich anbetet, und dein Betragen wie das Betragen einer Gottheit betrachtet; es ist also deine Pflicht, dahin zu sehen, daß keiner deiner Grundsätze, keine deiner Verfügungen und Handlungen mit dieser großen Erwartung und Vorstellung, die man von deiner Person hat, und mit der ehrenvollen Stelle, die du bekleidest, im Widerspruch stehen, das heißt, du mußt dich aller deiner Untergebenen annehmen, mußt allen zu helfen, mußt alle glücklich zu machen, und dir den Titel und Charakter eines Landesvaters

von Asien zu erwerben suchen. Freilich werden dir die Publikanen die Ausführung dieser Vorsätze außerordentlich erschweren. Sind wir ihnen entgegen, so machen wir uns und der Republik eine Menschenklasse zu Feinden, die um uns sehr beträchtliche Verdienste hat, und durch uns auch mit der Republik in naher Verbindung steht. Geben wir ihnen aber auf der andern Seite in allen Stücken nach, so ruiniren wir unsere Bundesgenossen, für deren Wohlstand und Vortheil wir zu sorgen verbunden sind. Im Grunde ist das bei deiner ganzen Regierung die einzige Schwierigkeit. Über seine Begierden und Leidenschaften Herr zu seyn, seine Leute im Zaum zu halten, den billigen Richter zu machen, die sanfte menschenfreundliche Rolle zu spielen, wenn man Nachrichten einzunehmen, oder Audienzen zu geben hat, das alles ist nicht in dem Grade schwer, in welchem es schön und vortrefflich ist. Denn es bedarf keiner anstrengenden Arbeit, sondern nur des

guten Willens, und eines festen Vorsatzes. Allein jene Verhältnisse der Publikenen sind für die Bundesgenossen äuserst drückend und nachtheilig. Das weiß ich daher, weil die Bürger, die ohnlängst auf Abschaffung der Zölle in Italien antrugen, sich nicht sowohl über die Abgaben selbst, sondern über allerhand Beeinträchtigungen und Mishandlungen der Zollbedienten beschwert haben. Wenn aber die Bürger in Italien solche Beschwerden führen, so weiß ich nun schon auch, wie es den armen Bundesgenossen in ganz entlegenen Provinzen ergehen mag. Die Maasregeln, die du hier nimmst, um auf der einen Seite die Publikenen, zumal bei einem etwas kostbaren Pachte, bei Zufriedenheit zu erhalten, auf der andern aber auch die Bundesgenossen nicht verderben zu lassen, diese Maasregeln sind die Früchte einer seltenen Geistesfähigkeit, das heisst, einer Fähigkeit, die nur dir eigen seyn kann. Die Griechen brauchen die Zollabgabe, worüber sie am

meisten klagen, um deswillen für keine so drückende Last zu halten, weil sie ja schon vorher, ehe sie noch unter römische Botmäsigkeit kamen, vermöge ihrer eignen Landesverfassung dergleichen entrichten mußten. Der Name Publikan braucht ihnen so unausstehlich auch nicht zu seyn: Denn sie mußten ja die Abgaben, die ehemals Sulla Mann für Mann eintreiben ließ, eben auch an einen Publikan zahlen. Dafs aber die griechischen Publikanen bei Eintreibung der Abgaben nicht sanftmüthiger sind, als unsere, läst sich daher schliessen, dafs nur erst kürzlich die Caunier, und die sämtlichen Bewohner der Inseln, die Sulla den Rhodiern zinsbar gemacht hatte, sich dem römischen Senate in die Arme warfen, und lieber an uns als an die Rhodier zahlen wollten. Da also die Griechen von iher immer ihrer Obrigkeit zinsbar gewesen sind, da sie ihre Abgaben ohne Publikanen nicht haben abtragen können, und da sie sich zu ihrer Abzahlung selbst erboten haben, so dürfen sie

sich weder vor unsern Publikanen fürchten, noch auch weigern, Abgaben an uns zu bezahlen. Die Asiaten mögen zugleich bedenken, daß sie weder vor auswärtigen Kriegen, noch von innern Unruhen so lange würden verschont geblieben seyn, wenn sie nicht unter der römischen Regierung stünden. Und weil diese nun ohne jene Abgaben auf keine Weise würde bestehen können, so sollen sie sich auch willig finden lassen, dauerhafte Ruhe und Frieden mit einem Theile ihres Vermögens zu erkaufen. Lassen sie sich einmal die Publikanen gefallen, dann werden sie unter deiner weisen Behandlung gewiß auch ihre übrigen Verhältnisse sehr erträglich finden. Sie brauchen an keine Censor-Verfügung zu denken, wenn sie Verträge eingehen sollen. Sie dürfen nur denken, daß auf diesen Wegen alles bequemer von Statten geht, und ihnen mancherlei Noth erspart wird. Du kannst ihnen auch, wie du bisher wacker gethan hast und noch thust, zu Gemüthe führen,

dafs die Publikanen sehr achtungswerthe Personen sind, und dafs wir ihnen sehr viel zu danken haben. Auf diesem Wege wirst du Publikanen und Griechen im Guten einander näher bringen, ohne auf der einen Seite deiner Würde etwas zu vergeben, und ohne auf der andern Gewalt und Strenge brauchen zu dürfen. Übrigens, da du dich um die Griechen so beträchtlich verdient gemacht hast, und sie dir alle mögliche Verbindlichkeit haben, so kannst du gerade zu von ihnen verlangen, dafs sie sich mit den Publikanen vertragen, und uns die Verhältnisse, worinne wir mit ihnen stehn, ungestört unterhalten lassen. Doch warum rathe ich dir Maasregeln an, die du von niemanden erst zu lernen brauchst, und grosentheils auch schon genommen hast. Wenigstens geben uns die angesehensten Publikan-Societäten fast täglich ihre Zufriedenheit in den verbindlichsten Ausdrücken zu erkennen; und das freut mich um so viel mehr, da die Griechen

dasselbe auch thun. Es ist gewifs keine leichte Sache, unter Menschen die so ganz verschiedenes Interesse haben, und gleichfam aus verschiedenartigem Thone gebildet sind, gleichgestimmte Gesinnungen hervorzubringen,

Mit allem dem, was du bisher in diesem Briefe gelesen hast, lieber Bruder, habe ich dir nichts weniger als eine Lection geben wollen: die wäre bei einem so einsichtsvollen Manne wie du, sehr überflüssig gewesen. Nein, sondern es macht mir nur Freude, wenn ich recht viel Gutes und Schönes von dir schreiben kann, und darüber ist mein Brief länger geworden, als ich es wollte und vermuthete. Über einen einzigen Umstand kann ich nicht unterlassen, dir einen Wink zu geben, weil ich dein Lob, so viel ich dazu beitragen kann, gern ohne alle Ausnahme verkündigen hören möchte. Unser Gubernneur, sagen alle, die aus deiner Gegend zu uns kommen, ist den

vortrefflichste, der rechtschaffenste, der menschenfreundlichste Mann von der Welt; wenn er nur nicht manchmal so hitzig wäre. Dieser Fehler gilt schon im gemeinen alltäglichen Leben für die Äuserung eines schwachen und eingeschränkten Geistes, und es kann also wohl keinen größern Übelstand geben, als wenn ein Mann vom ersten Range und Einflusse einer so zurückstossenden Leidenschaft in seinem Gemüthe Platz giebt. Ich will mich ietzt nicht darauf einlassen, dir alles zu Gemüthe zu führen, was die geschicktesten Moralisten über die Leidenschaft des Zorns zu predigen pflegen. Das würde mich zu weit abführen: und du kannst es in hundert Büchern selbst nachlesen. Da ich ietzt einen Brief schreibe, und die eigentliche Absicht eines Briefs darinne besteht, daß man seinen Correspondenten mit Dingen, die ihm noch unbekannt sind, bekannt mache, so will ich das ietzt auch thun. Jedermann sagt mir, du wärst im leiden-

schaftlosen Zustande, der angenehmste Mann von der Welt; Allein wenn du einmal durch irgend eines Menschen schlechtes Betragen oder Schurkery aufgebracht würdest, dann erreiche auch deine Hitze einen Grad von Stärke, wobei von der Güte deines Characters keine Spur mehr übrig bleibe. Mein lieber Bruder! Unsere gegenwärtigen Verhältnisse, in die wir uns nicht durch leidenschaftlichen Ehrgeiz gedrängt, sondern die wir bloß den Umständen und dem Glücke zu verdanken haben, sind so beschaffen, daß noch die späte Nachwelt davon sprechen wird. Wir wollen also doch ia auf alle mögliche Art zu verhüten suchen, daß man uns einmal irgend ein bedeutendes Vergehen zur Last lege. Ich dringe nicht auf völlige Umänderung des Characters, oder auf plötzliche Ausrottung einer Leidenschaft, die bereits tiefe Wurzel in der Seele gefaßt hat. Dies ist nicht nur

an sich, sondern auch in unserm Alter eine äusserst schwere Operation. Ich gebe dir nur folgenden Rath. Wenn du es nicht ganz vermeiden kannst, daß der Zorn dich übereile, ehe deine Vernunft Anstalten dagegen getroffen hat, so mache dich wenigstens vorher darauf gefasst. Fasse täglich den Vorsatz, dem Zorne Widerstand zu leisten, und hauptsächlich, in den Augenblicken seiner heftigsten Regungen deine Zunge mit aller Macht im Zaume zu halten. Die letztere Fähigkeit ist bisweilen noch verdienstlicher, als selbst eine gänzliche Unfähigkeit zornig zu werden. Denn diese ist nicht immer die Wirkung von Festigkeit des Charakters: sie ist auch zuweilen eine Folge von Schwäche und Geistlosigkeit. Aber in der Hitze des Zorns seines Verstandes, und seiner Zunge Meister zu seyn, oder auch ganz schweigen zu können, und über die erregte Leiden-

schaft zu gebieten, das zeigt, wenn es auch noch nicht das Betragen eines vollendeten Weisen seyn sollte, doch von einer nicht gemeinen Stärke des Geistes. Ich höre indessen auch, dafs du jetzt schon etwas kühler und milder geworden bist. Man spricht nicht mehr von heftigen Aufwallungen, nicht mehr von beleidigenden oder kränkenden Äuserungen, welche da dir zu Schulden kommen liessest. So etwas kann auch keinen Mann von Kenntnissen und Bildung, am wenigsten einen Befehlshaber kleiden. Ein Zorn, der mit nichts zu besänftigen ist, zeigt von äuserster Roheit der Denkungsart; und ist er leicht zu besänftigen, so beweist er den höchsten Grad von Leichtsinn, der jedoch iener Roheit immer noch vorzuziehen ist. Wenn man dir im ersten Jahre deiner Amtsführung diesen Fehler am

häufigsten zur Last legte, so kam das meines Erachtens wohl daher, daß dich damals alle Bosheiten und Betrügereien, und Ungebührlichkeiten, denen du auf die Spur kamst, noch zu sehr überraschten und empörten, um sie erträglich oder verzeihlich zu finden. Im zweiten Jahre haben dich Gewohnheit, und ruhiges Nachdenken, und vielleicht auch meine Briefe schon etwas nachgiebiger und milder gemacht. Im dritten Jahre mußt du dich nun aber durch ein Betragen auszeichnen, an welchem kein Mensch das mindeste mehr zu tadeln Ursache haben kann. Was ich dir jetzt sagen werde, ist nicht der Vorschlag eines Rathgebers, oder die Regel eines Moralisten; es ist die Bitte eines Bruders. Bestrebe dich aus allen Kräften, deren du fähig bist, das Lob und die Bewunderung der Welt einzuernden. Wären unsre Verdienste so

mittelmäßig, daß man sie kaum der Erwähnung werth halten könnte, ja dann würde man auch jetzt von dir nichts großes, nichts außerordentliches erwarten. Da wir nun aber allerdings sehr wichtige und glänzende Dinge zu Stande gebracht haben, so dürfte uns vielleicht ein schlechter Ruf, den wir uns in dieser Provinz zugezogen hätten, nur zu desto größerer Schande gereichen. Wir sind jetzt in der Lage, daß uns auf der einen Seite ieder rechtschaffene Patriot nicht nur begünstigt, sondern auch von uns Gewissenhaftigkeit und männliche Thätigkeit verlangt und erwartet, auf der andern Seite aber allen schlechten Bürgern, denen wir einen ewigen Krieg angekündigt haben, jede noch so kleine Veranlassung, uns zu tadeln, höchst willkommen seyn wird. Du hast in Asien einen Wirkungskreis, der sich eben

so sehr durch seine Gröfse und Wichtigkeit, als durch sein einsichtsvolles Publikum auszeichnet, und überdies ein Echo enthält, das jeden Laut, jedes Wort an Rom ausschwatzt. Suche dir also ein Betragen eigen zu machen, wobei du iener Vorzüge deines Postens würdig erscheinen, und selbst die allgemeine Erwartung noch übertreffen mögest. Spiele die Rolle, die der Zufall des Looses dir in der Provinz zugetheilt hat, mit eben so großem Streben nach Überlegenheit, als ich die meinige am Ruder des Staats in Rom zu spielen suche, und bedenke zugleich, daß es nicht entfernte Aussichten auf Ruhm sind, die wir uns erst öffnen müßten, sondern daß wir uns in dem Besitze eines bereits erworbenen Ruhms zu schützen haben. Hätte ich in keinem Stücke deiner Mitwirkung nöthig, so würde ich mir keine bessere Lage, als meine

gegenwärtige wünschen. Allein ich bin wirklich in dem Falle, daß ich von allen meinen Bemühungen, von allen meinen Aufopferungen, bei welchen auch du mich immer unterstützt hast, nicht den mindesten Vortheil erwarten könnte, wofern dein ganzes Thun und Lassen in der Provinz mit meinen Geschäften nicht auf das genaueste zusammenstimmt. Da ich den Besitz meines ausgebreiteten Ruhms vorzüglich deiner Unterstützung zu verdanken habe, so ist es nun auch deine Pflicht, zur Erhaltung desselben mitzuwirken. Auch sind es nicht bloß die ietztlebenden Menschen, um deren Beifall du dich bewerben sollst: die Nachwelt, die dich weder beneiden noch verleumden kann, wird dich weit richtiger beurtheilen. Bedenke endlich, daß du ia nicht für dich allein nach Ruhm und Ehre strebst: wiewohl du auch in diesem Falle nicht saumselig

seyn dürftest, wenn du die Absicht hättest, die Verewigung deines Andenkens auf recht glänzende Verdienste zu gründen. Nein, du hast deinen Ruhm auch mit mir zu theilen, du hast ihn auch unsern Nachkommen zu überliefern; und die Vernachlässigung deines Betragens würde dich also der Gefahr aussetzen, nicht nur deine eigene Absicht zu verfehlen, sondern auch deine Familie und deine Nachkommen zu beeinträchtigen.

Ich habe mit diesen Bemerkungen keinesweges die Absicht, dich zu einer Thätigkeit zu reizen, die dir bisher gefehlt hätte: ich habe vielmehr die Absicht, dein Streben zu unterstützen. Denn du wirst dich gewiß auch in Zukunft, wie bisher, immer so zu betragen wissen, daß jedermann deine Billigkeit, deine Mäßigung, Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffenheit rühmen müsse. Aber ich liebe dich zu sehr,

als daß ich mich für deinen Ruhm nicht mit einem hohen Grade von Enthusiasmus interessiren sollte. Inzwischen da du ietzt in Asien so gut, wie irgend einer in seinem eigenen Hause Bescheid wissen mußt, und mit großen Einsichten auch hinlängliche Erfahrung verbindest, so bin ich überzeugt, daß du alle mögliche Beförderungsmittel deines Ruhms kennen, und auch ohne fremde Erinnerung täglich benutzen wirst.

Mein Brief ist sehr lang geworden; und das kömmt daher, weil mir's, wenn ich an dich schreibe, nicht anders ist, als ob ich mit dir spräche. Deswegen ist mir auch der längste Brief von dir immer der liebste, weil ich dich allezeit im Gespräche mit mir denke, wenn ich etwas von dir lese. Nun zum Schluß noch eine Bitte. So wie ieder brave Dichter und Schauspieler sich immer im letzten Akte seines Stücks

